

# SÜDAFRIKA

Mythen, Märchen und andere Geschichten

David Fermer | Hrsg.



G

EDITION SOS-KINDERDÖRFER  
GESCHICHTEN AUS ALLER WELT

# SÜDAFRIKA

David Fermer | Hrsg.

# SÜDAFRIKA

Mythen, Märchen und andere Geschichten



## INHALT

Vorwort.....	9
Willkommen in Südafrika.....	11

### I

#### DER ALS ERSTER KAM – SCHÖPFUNGSMYTHEN

Khoisan: Tscha-Tscha, der erste Mensch .....	15
Bantu: Nkulunkulu – Der als Erster kam.....	22
Bantu: Kintu – Wie die Erde besiedelt wurde .....	24
Bakongo: Warum es Schwarze und Weiße gibt .....	37
Ubuntu – Alle zusammen.....	39

### II

#### VON STÄMMEN, SPRACHEN UND GÖTTERN – FABELN UND MÄRCHEN

San: Der Schakal und der Leopard .....	40
Khoikhoi: Der große Durst.....	42
Xhosa: Die Geschichte von Fünfkopf.....	46
Venda: Worte so süß wie Honig .....	52
Tswana: Die Strafe .....	56
Zulu: Usembeni oder die Werbung des Usikulumi.....	58
Sotho: Die List des Pavians .....	63

### III

#### WETTTLAUF UM AFRIKA – GESCHICHTEN AUS DER KOLONIALZEIT

Karl Mauch: Ankunft im Abenteuerland.....	65
Gaira: Heiseb und das heilige Wasser .....	69
Thomas Mofolo: Der Tod von Chaka .....	73
Stuart Cloete: Der Große Treck .....	81
Olive Schreiner: Schatten aus der Kindheit.....	86
Mahatma Gandhi: Eine Fahrkarte erster Klasse .....	92

### IV

#### IN DUNKLEN ZEITEN – UNTER DER APARTHEID

Hendrik Verwoerd: Der Architekt der Apartheid.....	106
Cem Themba: Requiem für Sophiatown .....	109
Kagiso Lesego Molohe: Verbannt ans Ende der Welt.....	119
Alex La Guma: Das falsche Lachen .....	122
Bessie Head: Eine Ehre.....	133
Dinah Lefakane: Old Man River.....	134
Nelson Mandela: Minuten wie Jahre, Jahre wie Minuten.....	142
Nadine Gordimer: Überzeugungstäter.....	152
Donald Woods: Ein Mann namens Biko .....	163

### V

#### GEBURT DER REGENBOGENNATION – FREIHEIT UND EINHEIT

Breyten Breytenbach: Nelson Mandela ist frei! .....	170
Gcina Mhlophe: Eine Stimme für die Einheit .....	177
Desmond Tutu: Allein Gottes Gnade .....	182
Stephanie Nolen: Der Geist von Mpho Segomela .....	186
Ivan Vladislavić: Eine Stadt im Umbruch.....	190
John Matshikiza: Wem gehört dieses Land?.....	197
Die südafrikanische Verfassung: Ein Grundstein für die Zukunft.....	203
Glossar .....	206
Quellenangaben .....	214

**S**üdafrika ist ein stolzes Land – und ein Land der Gegensätze. Es gibt viel Armut. Jeder kennt die Bilder aus den Hometowns, den großen Armenvierteln, den Elendsquartieren. SOS ist dort, an den größten Brennpunkten, allein mit acht Kinderdörfern vertreten. Aber es gibt auch viel Reichtum. Damit meine ich nicht einmal den materiellen Reichtum, den es dort natürlich auch gibt. Ich meine den Reichtum an Landschaften, an Farben, Menschen, Sprachen und Völkern. Vor allem aber ist die Regenbogen-Nation reich an Geschichten. Es sind wohl so viele Geschichten, dass sie kein einzelner Mensch zählen kann. Und viele erzählen davon, dass es eigentlich vielmehr gibt, was die Menschen eint, als was sie trennt – trotz der Gegensätze. »Umntu ngumuntu Ngabantu« ist ein Spruch der Zulu in Südafrika und bedeutet: »Ein Mensch ist Mensch durch andere Menschen«.

Mit dieser wunderbaren Weisheit wünsche ich Ihnen viel Freude bei den Geschichten dieses Buchs.

*Dr. Wilfried Vysložil*  
*Vorstand der SOS-Kinderdörfer weltweit*

## WILLKOMMEN IN SÜDAFRIKA

**A**ls ich 2005 zum ersten Mal nach Südafrika fuhr, wo ich vier Dokumentarfilme für das deutsche Fernsehen drehte und im Nachklang meinen Jugendroman »Justice« spielen ließ, war ich ernüchtert. Das Ende der Apartheid\* lag mehr als zehn Jahre zurück, doch die Spaltung zwischen Schwarz und Weiß, Reich und Arm erdrückte mich. Ich konnte die atemberaubende Landschaft kaum genießen. Die geografische Vielfalt – von den Bergen zur Wüste, raue Küsten und traumhafte Strände, im Süden ein sattes Grün – wirkte für mich nur wie eine absurd schöne Kulisse für soziale Ungerechtigkeit am Großteil der südafrikanischen Bevölkerung.

Dazu muss ich kurz erläutern: Ich bin Brite. Seit ich in Deutschland lebe (seit fast zwanzig Jahren), hat mich der Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit stark interessiert: ein Schuldeingeständnis, der Wille, dass die Geschichte sich nicht wiederholt. In Großbritannien gibt es bis heute kein Schuldeingeständnis für die Ungerechtigkeiten, die das Land unter dem Schirm des Kolonialismus jahrhundertlang betrieben hat. Dazu gehört natürlich auch Südafrika. Es waren die Briten, die das Konzept eines Konzentrationslagers erfanden. Während des zweiten Burenkrieges\* (1899 – 1902) wurden dort Tausende von Buren\* gefangen gehalten. Der britische Umgang mit

seiner Kolonie am Südkap war die Vorlage für das spätere und noch konsequentere Apartheidsregime, das zum Teil von denjenigen betrieben wurde, die als Nachfahren der Überlebenden aus den britischen Konzentrationslagern galten. So dreht sich das Rad der Geschichte immer weiter, und als ich in Südafrika war und mich umschaute, fragte ich mich: Wer ist wirklich an dieser Ungerechtigkeit schuld?

Die Apartheid dominiert die Geschichte Südafrikas, dennoch ist sie nur ein kleiner Teil derselben – nicht einmal fünfzig Jahre hielt sie an. Manche Forscher sehen in Südafrika die Wiege der Menschheit. In Südafrikas nördlicher Kapprovinz entdeckte 1924 der Paläoanthropologe Raymond Dart die versteinerten Schädelreste einer Affenart, die imstande war, aufrecht zu gehen – ein Durchbruch im Prozess der Evolution. *Australopithecus africanus* nannte Dart seinen Fund, afrikanischer Südaffe, und schätzte sein Alter auf ca. ein bis drei Millionen Jahre.

Viel später – im Übergang von der Mittleren zur Jungsteinzeit – treten die »ersten Südafrikaner« in das Licht der Geschichte: das Volk der San\* oder »Buschleute«, wie sie von den frühen weißen Siedlern bezeichnet wurden. Felsbilder bezeugen ihre Anwesenheit am Südkap vor mehr als 20.000 Jahren.

Mit den San beginnt diese Anthologie. Sie erzählten die ersten Geschichten Südafrikas: Fabeln, die versuchten, ein Bild ihrer Welt wiederzugeben. Später besiedelten Stämme aus dem Volk der Bantu\* – ursprünglich aus

Zentralafrika – den südlichsten Teil Afrikas und brachten ihre eigenen Geschichten mit. Sie sorgten für die ethnische Vielfalt Südafrikas, die bis heute anzutreffen ist: Zulu\*, Sotho\*, Venda\*, Xhosa\*, um nur ein paar Stämme zu nennen. Heute noch hat Südafrika elf offizielle Amtssprachen; davon sind isiZulu und isiXhosa die meistgesprochenen Sprachen in südafrikanischen Haushalten.

Die Geschichten der San und Bantu sind reich an Symbolen und Farben. Jede Geschichte wirkt wie ein Bild. Man kann die Figuren förmlich vor den eigenen Augen sehen: bunt, dynamisch, faszinierend. Ihre Fabeln haben wenig mit unseren europäischen Märchen gemein; ihre Erzählart ist uns teilweise fremd. Doch sie bezeugen die Reichhaltigkeit der Erlebnisse und Wahrnehmungen aus der Zeit, in der die Menschen von der Jagd oder der Viehzucht lebten.

In dieser Zeit entstand ein Weltbild, das den Namen »Ubuntu«\* trägt und mit einem kurzen Text in dieser Anthologie gewürdigt wird. Ubuntu ist eine Lebensphilosophie, die das Überleben durch Solidarität und gegenseitige Versorgung ermöglicht. Ein Xhosa-Sprichwort stellt die Bedeutung von Ubuntu am besten dar: »Menschen sind Menschen durch andere Menschen.« Bis heute ist Ubuntu eine wichtige Grundeinstellung für viele Südafrikaner.

Konflikte bereiten bekanntlich einen fruchtbaren Boden für Geschichten. Als rohstoffreiches Land und mit seinem strategisch günstigen Standort mitten auf dem Schiffahrtshandelsweg zwischen Europa und Asien war



Südafrika ein heiß umkämpftes Land. In Teil III dieser Anthologie schildern Texte die Zeit, in der die Europäer Südafrika besiedelten – und zum Teil auch Afrikaner geworden sind. Diese Entwicklung stellte die Frage: Was bedeutet nationale Zugehörigkeit? Kann ein Weißer Afrikaner sein? Spätestens bis zur Entstehung der Apartheid war diese Frage für viele weiße Südafrikaner beantwortet und die Umsetzung ihrer nationalen Identität löste für Millionen von Schwarzen die dunkelste Zeit ihrer Landesgeschichte aus. In dieser düsteren Epoche entstand aber ein literarisches Schaffenswerk, das weltweit seinesgleichen sucht. Erzählungen, Romane und Lyrik, geboren aus dem Leid der Unterdrückung, bereiteten den Weg für die Geburt der Regenbognation, deren Stimme im letzten Teil dieser Anthologie gehört werden kann.

Südafrika ist ein Land mit vielen Gesichtern – und vielen Geschichten. Diese Anthologie bemüht sich, den kulturellen Reichtum abzubilden und die Vielfalt eines großartigen Landes zu würdigen. »Nkosi Sikelel' iAfrika!«, singen die Südafrikaner heute in ihrer wunderschönen Nationalhymne, »Gott segne Afrika!« Mit Geschichten war Afrika immer gesegnet. In diesem Buch wurden sie versammelt und laden ein, dieses atemberaubende Land und seine Menschen kennenzulernen.

\* Mit Sternchen gekennzeichnete Namen und Begriffe werden im Glossar, Seite 206–212, erläutert.

## I DER ALS ERSTER KAM – SCHÖPFUNGSMYTHEN

### KHOISAN TSCHA-TSCHA, DER ERSTE MENSCH

*Die San\* und die Khoikhoi\* gelten historisch als die ältesten Bewohner Südafrikas und werden oft unter dem Begriff »Khoisan« zusammengefasst. Obwohl sie eng verwandt sind, unterscheiden sie sich in ihrer materiellen und geistigen Kultur. Die San lebten von der Jagd, vom Fischfang und dem Sammeln wilder Früchte und Wurzeln. Die Khoikhoi dagegen schlossen sich zu nomadisierenden Viehzüchterstämmen zusammen. Für beide Völker ist das »Veld«\* (die offene Gras- und Gebüschlandschaft des südlichen Afrikas) als Lebensgrundlage von großer Bedeutung. Wie in der folgenden Sintflut- und Entstehungsgeschichte, die der Südafrikaner Jan J. van der Post\* festhielt, wurden die San oft von den Europäern als »Buschmänner« bezeichnet.*

**S**eit dem Beginn aller Zeiten hat es Buschmänner gegeben, aber einstmals zogen sie sich den Zorn des Mondes zu. Er hatte das große Salzwasser kommen lassen und alle mussten ertrinken. Durch dieselbe Salzflut waren die Wasserstellen im Buschveld brackig geworden. Als dann alle Buschmänner tot waren, sah der Mond ein, dass dies nicht gut war. Es gab keine Menschen, die das

Wild jagten, und es würde sich so stark vermehren, dass in wenigen Jahren all das Gras im Veld abgefressen wäre und am Ende alle wilden Tiere vor Hunger sterben müssten.

Während der großen Flut ragten einige der höchsten Berge noch aus dem Wasser hervor. Auf eine dieser Bergspitzen retteten sich eine Giraffenuh, ein Schakal- und ein Pavianweibchen. Bevor das Wasser kam, hatten sie alle drei Junge gehabt, aber die Kleinen waren in der großen Flut umgekommen.

Da sprach die Giraffe: »Tji! Das ist ein böser Tag heute! So lang mein Hals auch ist, ich könnte nicht mehr durch das Wasser hindurchlaufen.«

Das Pavianweibchen zitterte vor Furcht. »Tji, so ist es! Nichts als Wasser, soweit man schauen kann. Kein Fleckchen Erde ist mehr zu sehen! Wie viele Tiere mögen wohl in diesem Wasser umgekommen sein? Wenn es noch höher steigt, müssen auch wir ertrinken. Der Schakal wird zuerst dran glauben müssen, er hat die kürzesten Beine!«

»Tji, du hast recht«, gab der Schakal zu. »Wir sind übel dran. Ich kann nicht einmal mehr für mich selber etwas zu fressen fangen und muss wie eine stinkende Hyäne von den Tieren leben, die im Wasser umgekommen sind. All die andern Tiere sind davon überzeugt, dass ich sehr schlau bin, aber heute weiß auch ich mir keinen Rat. Unsere Kinder sind in dem großen Wasser umgekommen. Was sollen wir nur tun, wenn sich unsere Zitzen prall mit Milch gefüllt haben? Wir können uns doch nicht gegenseitig die Milch absaugen!«

»Ich trage meinen Kopf sehr hoch und kann weit in die Ferne schauen, aber das andere Ufer erblicke ich auch nicht. Sobald die Sonne schlafen geht, werde ich Ausschau halten, wo der Mond auftaucht. Dann rufe ich ihn an und bitte ihn, er möge uns in unserer großen Not helfen. Ich habe zwar keine Stimme, aber der Mond versteht mich immer, wenn ich ihn etwas fragen will«, sprach die Giraffe.

»Ja, wenn wir zusammen mit unseren Jungen gestorben wären, könnten wir sie jetzt dort im Land des Mondes säugen. Hier haben wir nicht einmal die Kinder anderer Tiere, die wir nähren könnten. Und fremde Tiere müssen unsere Kleinen in jenem Land säugen!«, klagte das Pavianweibchen.

»Ich habe keinen langen Hals und kann deswegen auch nicht weit sehen, aber ich kann sehr schön singen«, meinte das Schakalweibchen. »Dabei bin ich das schlaueste von allen Tieren. Nur ich allein bin so schlau, dass andere Tiere für mich auf die Jagd gehen. Wenn der Mond herauskommt, will ich mit meiner schönen Stimme laut singen, damit er weiß, wo wir sind. Ich will ihm von all den schweren Schicksalsschlägen erzählen, die unser Land getroffen haben. Ich will sein Mitleid wecken, damit er uns von hier wegschafft an einen trockenen Ort und uns andere Junge gibt, die wir säugen können.«

»Tji!«, fuhr das Pavianweibchen fort, »ich habe weder einen langen Hals noch eine schöne Stimme, aber von allen Tieren des Buschveldes habe ich die schärfsten Augen. Außerdem kann ich sehr laut rufen. Wenn der Mond

aufgeht und ihr ihn nicht sehen könnt, werde ich ihn erblicken. Es ist noch sehr viel Wasser in der Luft. Vielleicht verkriecht er sich dahinter. Wenn der Mond Mitleid mit uns haben sollte, will ich mit meinen Händen auffangen, was er uns herabwirft.«

So warteten die drei Tiere. Sie waren voller Furcht, dass das Wasser noch höher steigen könnte, bevor der Mond aufging. Es war sehr kalt, und die Wassermassen tosten so laut um sie her, als ob ein ganzes Rudel Löwen brüllte.

Endlich verschwand die rote Scheibe der Sonne hinter dem Horizont. Da schauten die drei Tiere alle in die Richtung, wo der Mond aufgehen müsste. Die Giraffe reckte ihren Hals hoch empor, damit sie nicht etwa den Mondaufgang verpasste. Der Schakal probierte ein paarmal zu singen, um zu prüfen, ob seine Stimme noch in Ordnung war bei all der Kälte, und der Pavian rieb sich die Augen, damit sie recht scharf würden.

»Da ist er!«, rief die Giraffe. »Ich wusste, ich würde ihn zuerst sehen, mit meinem langen Hals und den scharfen Augen!«

»Boch! Boch!«, dröhnte der Pavian. »Das stimmt nicht! Ich habe den Mond zuerst gesehen; ich war nur so erschrocken, dass ich nicht gleich schreien konnte. Es ist doch ganz gleich, wer den Mond zuerst gesehen hat. – Singe, Schakal, singe doch! Ich will auch schreien, denn durch das Tosen des Wassers kann der Mond bestimmt dein dünnes Stimmchen nicht hören! Boch, boch, boch – hier sind wir, Mond! Hilf, sonst müssen wir alle umkommen!«

»Tjaniieuuu! Tjaniieuuu! Hilf uns von diesem Berg herab, Mond, und bringe uns in ein trockenes Land. Das sind schlimme Zeiten für uns!«, klagte der Schakal.

Aber der Mond achtete nicht auf ihr Geschrei. Er war böse auf alles, was im Buschveld lebte, und wollte nur sehen, ob sein großes Wasser Tiere und Menschen umgebracht hatte.

»Boch! Tjaniieuuu! Boch! Tjaniieuuu!«

Der Mond stand schon sehr hoch, als er endlich die Tiere merken ließ, dass er von ihnen wusste.

»Tji! Ich weiß, dass ihr da seid. Ich weiß auch, dass ihr nach jungen Tieren sucht, die eure Zitzen leertrinken sollen, weil sie schwer von all eurer Milch sind. Ich wollte erst sehen, ob ihr euch daran erinnert, wen ihr anrufen müsst, wenn euch die Furcht vor meinem großen Wasser packt. Ich kann euch nicht von eurem Platz dort wegnehmen; ihr müsst bleiben, bis das Wasser wieder gesunken ist. Kost ist für euch alle genug da, und mein Wasser wird euch nicht umbringen!«

»Tji, Mond, was du uns erzählst, ist alles sehr gut; aber du musst uns Junge schicken, die wir trinken lassen können. Wenn du uns keine Jungen schickst, wären wir besser auch in deinem großen Wasser umgekommen. Dann hätten wir wenigstens unsere eigenen Jungen in deinem Lande säugen können«, klagte das Schakalweibchen.

»Nein, so wie du sagst, soll es nicht sein, Schakal. Weil du bei den anderen Tieren als klug giltst, glaubst du, du könntest mir vorschreiben, was ich tun soll! Wenn es

nicht so wäre, dass die Giraffe keine Stimme hat und der Pavian so dumm ist, dass er seine Hände zum Laufen nötig hat, hätte ich nicht mit euch gesprochen! Ich gebe euch dieses kleine Tier hier, das ihr großziehen und alle Weisheiten des Buschveldes lehren sollt. Es heißt Mensch. Lasst es fleißig von eurer Milch trinken, so wird es bald sehr schön und groß werden. Es wird klüger sein als alle andern Tiere des Buschveldes, weil es mit Schakalmilch aufgezogen ist. Es wird schärfere Augen als irgendein anderes Tier und Hände zum Greifen haben, weil es Pavianmilch bekommen hat. Durch die Giraffenmilch wird es aufrecht laufen und seinen Kopf hoch tragen und stumm wie die Giraffe im Veld umherlaufen. Da die Giraffe Pflanzen frisst, der Schakal sich von Fleisch und der Pavian sich von Beeren, Wurzeln, Käfern und Skorpionen ernährt, so wird der Mensch, wenn er groß ist, auch von all diesen Dingen leben. Sobald das Wasser gesunken ist, sollt ihr in ein trockenes Land ziehen. Der Mensch wird mit euch wandern. Dort, wo das Wasser noch zu tief ist, soll er auf dem Rücken der Giraffe reiten, bis ihr am Wasser vorüber seid. Er lernt von euch, wie das Wild des Buschveldes zu rennen und auf die Bäume zu klettern, wenn Gefahr am Erdboden droht.«

Das Wasser stand noch viele Wochen. Jeden Tag versuchten die Tiere, festzustellen, ob sie schon in das trockene Land ziehen konnten, doch das Wasser war noch zu tief.

Schließlich begann der Wasserspiegel zu sinken, und die Tiere taten, wie der Mond sie geheißen hatte.

Auf diese Weise ist der erste Mensch nach der Zeit des Großen Wassers in das Buschveld gekommen. Sein Name war Tscha-Tscha – der erste Mensch. Manche Leute nennen ihn auch Tschurie.

Heutzutage gibt es in dem Land viele Menschen. Sooft die alten Jäger sich an den Brackwasserpfannen auf den Bauch legen, um das Salz zu lecken, erinnern sie sich an die Zeit und die Weise, wie das Salz dort hingekommen ist. Und sie denken auch daran, dass sie mit ihrer Horde nicht gar zu weit wegziehen dürfen, falls es einmal wieder sehr trocken werden sollte.



## II VON STÄMMEN, SPRACHEN UND GÖTTERN – FABELN UND MÄRCHEN

### SAN DER SCHAKAL UND DER LEOPARD

*Angaben über die erste Besiedlung des südlichen Afrikas durch die San\* gehen weit auseinander: zwischen 10.000 bis 25.000 Jahre liege die Besiedlung zurück. In ganz Südafrika gibt es noch heute Felsgravuren und oft mehrfarbige Malereien, die den Vorfahren der San zugeschrieben werden. Vor der Ankunft der Europäer gab es schätzungsweise 300.000 bis 400.000 San. Heute sind es im gesamten südlichen Afrika noch etwa 100.000. Davon lebt die Hälfte in Botswana und in der Kalahari, der Sandwüste, die sich von der nördlichen Kapprovinz Südafrikas durch Namibia und Botswana erstreckt. Nur wenige San leben heute noch auf traditionelle Art und Weise, die von der Regierung in Projekten gefördert wird, damit das alte Wissen nicht verloren geht.*

**D**er Schakal und der Leopard waren auf die Jagd gegangen. Der Tag neigte sich und sie hatten immer noch nichts gefunden. Vom Hunger geplagt saßen sie unter einem Busch und berieten, wo sie noch nach Beute suchen könnten.

Der Schakal sagte: »Wir wollen uns trennen, ich werde nach dieser Seite gehen, du nach der anderen.«

Während er so sprach, entdeckte er hinter einem Busch ein Lamm. Der Leopard, der nichts gesehen hatte, war einverstanden und ging weg. Der Schakal schlich zu dem Busch, hinter dem das Lamm stand, und tötete es. Dann nahm er die Eingeweide heraus und versteckte das Fleisch. Mit den Eingeweiden begab er sich zu der Stelle, wo er sich vom Leoparden getrennt hatte, und begann zu essen.

Bald kam der Leopard zu dem Busch zurück und bat: »Ach, gib mir doch etwas ab! Wo hast du das gefunden? Ich sterbe vor Hunger!«

Da antwortete der Schakal: »Ich esse meine Eingeweide. Immer, wenn mich der Hunger überwältigt, öffne ich mich selbst, nehme etwas von meinem Gedärm heraus und esse, damit ich wieder zu Kräften komme.«

Als der Leopard das hörte, nahm er ein Messer und schnitt sich auf, damit seine Eingeweide herauskämen. Der Schakal rief zwar noch: »Warte, warte, das sind doch nur Lämmerdärme, die ich esse!« Aber es war zu spät, der Leopard fiel um und war tot. Da trug der Schakal das Fleisch des Leoparden und das des Lammes zu seinem Haus, zeigte beides seiner Frau und sagte: »Sieh her, die beiden Tiere habe ich heute getötet. Nun haben wir reichlich Fleisch zu essen.«



## XHOSA DIE GESCHICHTE VON FÜNFKOPF

*Die Xhosa\* sind ein südafrikanisches Volk, das sprachlich zu den Bantu\* gehört. Das Hauptsiedlungsgebiet der acht Millionen Xhosa liegt heute in der Provinz Eastern Cape in Südafrika. Ca. ein Fünftel der heutigen südafrikanischen Bevölkerung spricht isiXhosa zu Hause. Damit ist isiXhosa nach Englisch und isiZulu (der Sprache der Zulu\*) die dritt wichtigste Muttersprache des Landes. In der folgenden Geschichte lehnt die hochmütige Mpunzikazi jede Begleitung zu ihrer Hochzeit ab und geht allein zur Familie ihres Bräutigams. Das verstößt gegen den alten Xhosa-Brauch. Normalerweise würde die Braut in Begleitung von Mädchen ihrer Altersgruppe und einigen älteren Männern reisen. Nach der Heirat lebte die Braut noch ein Jahr bei ihrer Schwiegermutter; eine eigene Hütte bekam sie erst nach der Geburt eines Kindes. Die Missachtung der Traditionen wird in der Geschichte bestraft; wer die Traditionen hingegen befolgt, braucht keine Angst zu haben.*

**I**rgendwo lebte einmal ein Mann, der zwei Töchter im heiratsfähigen Alter hatte. Eines Tages überquerte der Mann den Fluss und ging in ein anderes Dorf, wo ein großer Häuptling herrschte. Die Leute fragten ihn nach Neuigkeiten, aber er erwiderte, da, wo er herkomme, gäbe es nichts Neues. Dann erkundigte er sich, was es bei ihnen Neues gäbe, und sie erzählten ihm, dass ihr

Häuptling eine Frau suche. Der Mann ging nach Hause und fragte seine beiden Töchter: »Welche von euch möchte Häuptlingsfrau werden?« Die älteste erwiderte: »Ich möchte Frau eines Häuptlings werden, mein Vater.« Ihr Name war Mpunzikazi. Der Mann sagte: »In dem Dorf, das ich besucht habe, sehnt sich der Häuptling nach einer Frau. Du, Tochter, sollst hingehen.« Er rief alle seine Freunde und versammelte eine große Gesellschaft, die seine Tochter in das Dorf des Häuptlings begleiten sollte, aber das Mädchen erlaubte nicht, dass die Leute mit ihr gingen. Sie sagte: »Ich werde allein gehen, um Häuptlingsfrau zu werden.« Der Vater erwiderte: »Wie kannst du so reden, Tochter? Ist es nicht immer so, dass ein Mädchen, das zu seinem Mann geht, von anderen begleitet wird? Sei nicht töricht, Tochter.« Aber das Mädchen wiederholte: »Ich werde allein gehen, um Häuptlingsfrau zu werden.« Da erlaubte der Mann denn seiner Tochter, allein zu gehen. Sie ging, und niemand begleitete sie zu dem Dorf, dessen Häuptling eine Frau suchte.

Auf ihrem Weg traf Mpunzikazi eine Maus, die fragte: »Soll ich dir den Weg zeigen?« Das Mädchen aber antwortete: »Verschwinde mir aus den Augen.« Die Maus erwiderte: »Auf diese Weise wirst du kein Glück haben.«

Dann begegnete sie einem Frosch, der gleichfalls fragte: »Soll ich dir den Weg zeigen?« Mpunzikazi entgegnete: »Du bist nicht würdig, mit mir zu sprechen, denn ich werde Häuptlingsfrau sein.« Der Frosch sagte: »Dann geh weiter. Du wirst schon sehen, was geschieht.«

Als das Mädchen müde wurde, setzte es sich unter einen Baum, um auszuruhen. Da näherte sich ihr ein Junge, der dort Ziegen hütete und sehr hungrig war. Er fragte: »Wohin gehst du, große Schwester?« Zornig erwiderte Mpunzikazi: »Wer bist du, dass du es wagst, mich anzusprechen? Steh da nicht vor mir herum!« Der Junge sagte: »Ich bin sehr hungrig. Kannst du mir nicht etwas von deinem Essen abgeben?« Aber sie antwortete: »Verswinde schleunigst!« Da meinte der Junge: »Wenn du so bist, wirst du nicht zurückkommen.«

Sie machte sich wieder auf den Weg und traf eine alte Frau, die neben einem großen Stein saß. Die alte Frau sprach: »Ich will dir ein paar Ratschläge erteilen: Du wirst an Bäumen vorbeikommen, die über dich lachen; du aber darfst sie nicht auslachen. Du wirst einen Beutel mit dicker Milch sehen; davon darfst du nicht essen. Du wirst einen Mann treffen, der seinen Kopf unterm Arm hat; von ihm darfst du kein Wasser annehmen.« Mpunzikazi antwortete: »Du garstiges Ding! Wer bist du denn, dass du glaubst, mir Ratschläge geben zu dürfen?« Aber die alte Frau redete weiter von diesen Dingen.

Das Mädchen kam bald darauf an einen Ort, wo viele Bäume standen. Die Bäume lachten sie aus und sie lachte zurück. Sie sah einen Beutel mit dicker Milch und aß davon. Sie traf einen Mann, der den Kopf unterm Arm trug, und sie nahm von ihm Wasser an.

Dann gelangte sie an den Fluss vor dem Dorf des Häuptlings. Sie sah ein Mädchen Wasser schöpfen und

das Mädchen fragte sie: »Wohin gehst du, Schwester?« Mpunzikazi erwiderte: »Wer bist du, dass du mich Schwester nennst? Ich werde bald Frau eines Häuptlings sein.« Das Mädchen, das da Wasser schöpfte, war aber die Schwester des Häuptlings. Sie sagte: »Warte, ich will dir einen Rat geben. Gehe nicht von dieser Seite ins Dorf.« Mpunzikazi hörte nicht auf sie und lief weiter.

Sie erreichte das Dorf des Häuptlings, und die Leute fragten sie, woher sie käme und was sie wolle. Sie antwortete: »Ich bin hierhergekommen, um Frau des Häuptlings zu werden.« Da sagten sie zueinander: »Hat man je eine Braut ohne Begleitung gesehen?« Und sie sagten auch: »Der Häuptling ist nicht zu Hause. Du musst ihm ein Mahl zubereiten, damit er essen kann, wenn er am Abend kommt.« Sie gaben ihr Hirse zu mahlen, aber sie mahlte sie sehr grob und bereitete Brei davon, der nicht gut schmeckte.

Am Abend hörte sie einen kräftigen Wind rauschen. Das war die Ankunft des Häuptlings. Er war eine große Schlange mit fünf Köpfen und riesigen Augen. Als Mpunzikazi ihn sah, erschrak sie furchtbar. Er setzte sich vor die Tür und hieß sie, ihm sein Essen zu bringen. Sie brachte den Brei, den sie gekocht hatte. Makanda Mahlanu, der Fünfkopf, war damit nicht zufrieden. Er entschied: »Du sollst nicht meine Frau werden«, und er schlug sie mit dem Schwanz und tötete sie.

Ein Weilchen später sagte Mpunzikazis Schwester zu ihrem Vater: »Ich möchte auch Frau eines Häuptlings

sein.« Der Vater antwortete: »Gut, meine Tochter. Es ist recht, dass du heiraten willst.« Er rief alle seine Freunde zusammen, und eine große Gesellschaft schickte sich an, die Braut zu begleiten. Sie hieß Mpunzanyana.

Unterwegs trafen sie eine Maus. Die sprach: »Soll ich euch den Weg zeigen?« Mpunzanyana antwortete: »Wenn du das tun würdest, wäre ich sehr froh.« Da erklärte die Maus den Weg. Sie kam in ein Tal, wo sie eine alte Frau an einem Baum stehen sah. Die Alte riet ihr: »Du wirst an eine Stelle kommen, wo sich der Weg gabelt. Du musst den kleinen Pfad nehmen, denn auf dem großen hast du kein Glück.« Mpunzanyana antwortete: »Ich werde den kleinen Pfad nehmen, Mutter.« Damit ging sie weiter.

Da lief ihr ein Kaninchen über den Weg und sprach: »Das Dorf des Häuptlings ist ganz nahe. Am Fluss wirst du ein Mädchen treffen, sei unbedingt freundlich zu ihr. Dann werden dir die Leute Hirse zum Mahlen geben, die musst du fein mahlen, und wenn du deinen Mann siehst, darfst du keine Angst haben.« Das Mädchen sagte: »Ich werde alles so tun, wie du es sagst.«

Am Fluss trafen sie die Schwester des Häuptlings, die Wasser trug. Die Schwester fragte: »Wohin gehst du?« Mpunzanyana erwiderte: »Hier ist das Ziel meiner Reise.« Die Schwester fragte weiter: »Warum kommst du hierher?« Und Mpunzanyana antwortete: »Ich komme, um zu heiraten.«

»Das ist recht«, sagte die Schwester des Häuptlings, »aber wirst du auch keine Angst haben, wenn du deinen

Mann siehst?« Mpunzanyana sagte: »Ich werde keine Angst haben.« Da zeigte sie ihr eine Hütte, in der sie sich aufhalten konnte. Ihren Begleitern wurde Essen gereicht. Die Mutter des Häuptlings gab der Braut Hirse und trug ihr auf: »Du musst für deinen Mann ein Mahl zubereiten. Er ist jetzt nicht da, aber er wird abends kommen.« Am Abend hörte Mpunzanyana einen sehr starken Wind, der die Hütte erbeben ließ. Die Pfähle stürzten um, aber die junge Frau lief nicht hinaus.

Bald darauf sah sie den Häuptling Makanda Mahlanu kommen. Er fragte nach seinem Essen. Mpunzanyana brachte ihm den Brei, den sie gekocht hatte. Er schmeckte ihm sehr gut. Makanda Mahlanu sagte: »Du sollst meine Frau werden«, und er schenkte ihr eine Menge Schmuck. Danach verwandelte sich Makanda Mahlanu, der Fünfkopf, in einen Mann und Mpunzanyana blieb für immer seine Lieblingsfrau.





Der Pavian erwiderte: »Herr, du hast recht. Eine Antilope kann ich fangen. Komm, ich verrate dir eine List, wie wir beide ihrer habhaft werden können. Lass uns zuerst zur Tränke gehen.«

Der Pavian nahm etwas Harz und die beiden gingen los. Am Fluss angekommen sagte der Pavian: »Lege dich hier nieder und blecke die Zähne, als ob du gestorben wärst.«

Der Löwe legte sich nieder und zeigte die Zähne, und der Pavian bestrich mit dem roten Harz, das aussah wie Blut, die Zähne des Löwen, dessen Ohren und Nasenlöcher. Dann fing er an zu schreien, schlug den Löwen mit den Hinterpfoten und rief: »Das Gesetz ist gestorben; wir werden spielen und fröhlich sein! Herbei, ihr Tiere! Kommt in Scharen! Das Gesetz ist gestorben. Wir werden spielen und fröhlich sein!«

Und alle Tiere kamen angelaufen, schlugen den Löwen mit den Hinterhufen und stimmten ein: »Der Löwe ist gestorben; wir werden spielen und fröhlich sein. Der Löwe ist gestorben, wir werden spielen und fröhlich sein.«

Als auch die Antilope angelaufen kam, stieß der Pavian den Löwen an und sagte: »Sie kommt jetzt. Halte dich bereit.«

Die Antilope trat an den Löwen heran, schlug ihn mit dem Hinterhuf und sagte: »Das Gesetz ist gestorben ...«

Da sprang der Löwe auf und packte die Antilope. Und alle Tiere flohen, als sie sahen, dass der Löwe doch nicht gestorben war.

### III WETTTLAUF UM AFRIKA – GESCHICHTEN AUS DER KOLONIALZEIT

#### KARL MAUCH ANKUNFT IM ABENTEUERLAND

*Die ersten Europäer legten Mitte des 17. Jahrhunderts an der Küste Südafrikas an, aber erst die Entdeckung von Diamanten im 19. Jahrhundert führte zu erheblicher europäischer Einwanderung. Der deutsche Afrikaforscher und Kartograf Karl Mauch\* (1837 – 1875) durchwanderte das südliche Afrika von 1865 bis 1871. Er entdeckte die Ruinen von Groß-Simbabwe, die seit 1986 auf der UNESCO-Liste des Weltkulturerbes stehen. Mauch ordnete die Ruinen Ophir, dem sagenhaften Goldland König Solomons, zu und verstärkte dadurch die romantischen Mythen um den israelitischen Herrscher. Was Mauch bei seiner Ankunft am 15. Januar 1865 in Südafrika erwartete, beschrieb er in seinem Tagebuch. Seine Verwendung des Begriffs »Kaffer«\*, der sich auf die Bantu\*-Einheimischen bezieht, war damals gebräuchlich. Heute ist die rassistische Bezeichnung in Südafrika und Namibia als »Hate Speech« (Hassrede) verboten.*

**V**om Landeplatz aus begab ich mich an den wenigen, zu Hafenzwecken aufgeführten Gebäuden vorbei über die Straße, wenn ich die von Baum und Busch entblößten Durchhaue mit diesem Namen be-

zeichnen darf. Einzudringen in das Dickicht selbst war eine Unmöglichkeit, und enge Schlüpfen führten meist bald zu einem Kafferndörfchen oder einer Bananenpflanzung. Solche Eingänge waren gewöhnlich durch auffallend große Exemplare baumartiger Euphorbien bezeichnet. Das Auge weidet sich an der Pracht der Blüten und den fremdartigen Gestalten. Wenn nun aber auch dem Auge voller Genuss wurde, dem Ohre ward durchaus kein Schmaus bereitet in dem durchdringenden, das Trommelfell erschütterten Zirpen der großen dunkelgefärbten Zikaden oder in dem lästigen monotonen Geschrei der kleinen grünen Papageien, welche pärcchenweise oder in Familien die höheren Bäume in großen Kreisen umflogen. Nach etwa einer Stunde erreichte ich einen Eisenbahnübergang, ein Zeichen weit fortgeschrittener Zivilisation; noch eine kurze Strecke und ich befand mich in der Hauptstraße des Hafenortes D'Urban, nicht wenig überrascht, solch stattliches Gebäude zu sehen. Ich verfolgte meinen Weg weiter durch das Städtchen, zunächst am gut im Stande erhaltenen Stadtpark vorüber, an dessen Ecke ein Gedenkstein, eine Fontäne mit Bassin darstellend, angebracht ist, mit der Aufschrift: »Wasser ist das Beste«. Bei der ersten Häuserreihe fiel mir zunächst eins auf, das mit der Aufschrift: »Aude, vide, tace« (Wage, sehe und schweige) in großen Buchstaben versehen war. Diese Regel, die mir schon beim erstmaligen Betreten afrikanischen Bodens so dringend anempfohlen wird, muss ich beherzigen, dachte ich bei mir selbst und schritt

weiter. Ich begnügte mich für diesmal mit dem nur flüchtigen Beschauen des Städtchens und seiner geschäftigen Bewohner und gelangte bald wieder ins Freie. Mich unmittelbar am Rande der Bay haltend, wo bald die Flut den Boden bedeckt, bald die Ebbe ihn bloßlegt, wo dichte Mangrovenbüsche eine anwidernde Malaria aushauchen, wollte ich für den ersten Tag noch vermeiden. Bald hatte ich einen Bach zu passieren, den ich, weil weder Brücke noch Fußsteig vorhanden war, barfuß zu durchwaten hatte. Jenseits desselben lockten mich eine große Anpflanzung von Zuckerrohr und das Geräusch einer Zuckermühle zu einigem Aufenthalt.

Nochmals setzte ich meinen Spaziergang fort, und zwar versuchend, an dem Ufer der Bay zu bleiben; ich geriet nach und nach in dichteres Gebüsch und zuletzt in förmlichen Urwald, worin mir aber weiteres Vordringen unmöglich gemacht wurde durch sumpfigen Boden und ein Flüsschen von heimtückischem Aussehen. Ich befand mich an einer recht unheimlichen Stelle. Die hohen Bäume waren mit ihren dunkel belaubten Kronen so ineinander gewachsen, dass sie nur wenigen Sonnenstrahlen einen Durchgang erlaubten, also ein gewisses Duster herrschte; auch das kleinste Geräusch konnte deutlich vernommen werden. Offen gestanden, ein Gefühl von Furcht bemächtigte sich meiner. Ich fühlte mich so ganz verlassen inmitten der mich umgebenden fremdartigen Natur, in jeder breitblättrigen Sumpfpflanze oder in jedem dichten Busche glaubte ich, ein Versteck eines mir feindlichen Tie-

res sehen zu müssen; jeden sich bewegenden Gegenstand deutete ich als einen demnächst erfolgenden Angriff auf mich; in jedem längeren Holzstückchen, durch Flechten bunt gefärbt, sah ich ein giftiges Gewürm; das kaum zu vernehmende Geräusch eines an der Oberfläche des Wassers platzenden Luftbläschens schlug unheimlich an mein Ohr; beim Fallen eines dünnen Zweigchens oder Rindenstückchens in eine Pfütze hinter meinem Rücken fuhr ich zusammen; das Herabrollen eines Steines vom nahen Abhang nahm ich für die Folge unsicheren Auftretens einer größeren Schleichkatze, kurz: Alles trug dazu bei, das Gefühl der Bangigkeit in mir zu vermehren, und dennoch hielt mich es unwiderstehlich fest.

Ein fernes Rollen des Donners veranlasste mich endlich, an den Rückweg zu denken. Ich verließ die unheimliche Stätte und eilte, das Schiff wieder zu erreichen, bevor es Abend würde. Kaum angekommen, brach denn auch bald das angekündigte Gewitter über der Gegend los; grellgelbe Blitze, die oft mehrmals den Weg von der Wolke zur Erde nieder und wieder zurück machten, andere, die sich in mehrere Strahlen teilten, wieder andere, die das ganze Firmament in rotem Lichte zeigten, folgten sich unaufhörlich, schrecklich harte Schläge übertönten den beständig rollenden Donner und ein gewaltiger Regen strömte hernieder, als ob ein Wolkenbruch sich einstellen wollte; es war ein echt tropisches Gewitter und hielt mehrere Stunden an, aber darauf glänzte der südliche Himmel mit seinen prächtigen Sternbildern.

## GAIRA HEISEB UND DAS HEILIGE WASSER

*Im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts sammelten europäische Anthropologen und Sprachforscher die mündlich überlieferten Geschichten der einheimischen Südafrikaner und bewahrten sie damit für zukünftige Generationen – ein kleines Licht im ansonsten dunklen Kapitel der Weltgeschichte. Der britische Sprachforscher E.W. Thomas lernte im Outjo-Distrikt in Namibia einen Buschmann namens Gaira kennen. Gaira erzählte ihm die Geschichte von Heiseb und dem heiligen Wasser. Thomas hielt sie in seinem 1950 erschienenen Buch »Bushman Stories« fest. Sie erzählt von Gairas Welt, bevor die Europäer kamen. Heiseb ist eine Gestalt der Nama-Mythologie, ein Gott, der magische Kräfte besaß und mehr als einmal starb und wiederauferstand – wie die Südafrikaner selber. Die Stadt Outjo wurde übrigens 1897 von deutschen Kolonialtruppen gegründet.*

**I**ch bin Gaira. Ich wurde hier in Gamkarab geboren, lange bevor der weiße Mann in unser Land kam. Elefanten gingen damals am Outjo zur Tränke. Zebras gab es die Fülle und die Ebenen wimmelten von Kuh- und Elenantilopen, Gnu und Kudu, Springbock und Strauß. Pasan\* und Giraffe kamen aus Gamkarab und belebten das Land.

In jenen fernen Tagen pflegten wir mit dem Bogen und mit vergifteten Pfeilen zu jagen. Das Gift für die Pfeile

mischten wir aus dem Gift der Schlange, des Chamäleons, der schwarzen Spinne und einiger Giftpflanzen und fügten Fett und Blut eines kleinen, schildkrötenartigen Tiers hinzu, das in Tümpeln lebt und verschwindet, wenn sie eintrocknen.

In der alten Zeit waren wir manchmal hungrig. Das Wild gehörte dem Starken, der Herr war über viele Männer. Er war der Meister und nährte sich von Fleisch. Die andern sammelten Früchte und Wurzeln im Veld\*. Der starke Mann nahm dem schwachen Mann das Wild weg. Der starke Mann nahm dem schwachen Mann auch die Frauen weg. Nie war Friede. Deshalb sind wir nicht gar so traurig, dass die alte Zeit vergangen ist. Heute haben wir wenigstens Frieden.

Gamkarab hieß auch unser heiliges Wasser. Die Gegend war dort flach, nur hier und da erhoben sich ein paar Felsen im Grasland. Zwischen zwei Felsen, die im Winkel zueinander standen, war ein Loch, gerade weit genug, um den Körper eines Kriechenden hindurchzulassen. Durch diese Öffnung betraten die Leute Gamkarab und gelangten in einen schräg abwärts geneigten Felsengang, der sich zu einer geräumigen Galerie verbreiterte, sodass der Kriechende sich aufrichten und gehen konnte. Auf die eine Felswand des Korridors war eine Frau gemalt und auf der gegenüberliegenden Wand war ein Bild ihrer beiden Töchter. Ich glaube, Heiseb hat die Bilder gemalt. Tief unten in der Erde kamen wir an den Rand einer senkrecht abfallenden Felswand, und tief, tief un-

ten lag das stille, dunkle Wasser. Doch linker Hand war ein kleiner Seitenpfad, der führte ans Wasser hinunter, sodass wir dort schöpfen konnten.

Manchmal war das Wasser zornig und brodelte und zischte. Gott machte es so, um den Leuten zu sagen, es gäbe Krieg oder ein großer Häuptling müsse sterben. Dann versammelten sich die Leute und brachten Blüten und frische grüne Zweige, um sie vor Gamkarab niederzulegen. Und ein alter Mann trat aus der Menge vor und bot Gamkarab unsre Opfergaben an und sagte: »Wir sind hier, Gamkarab! Wir hören, was du uns zu sagen hast!«

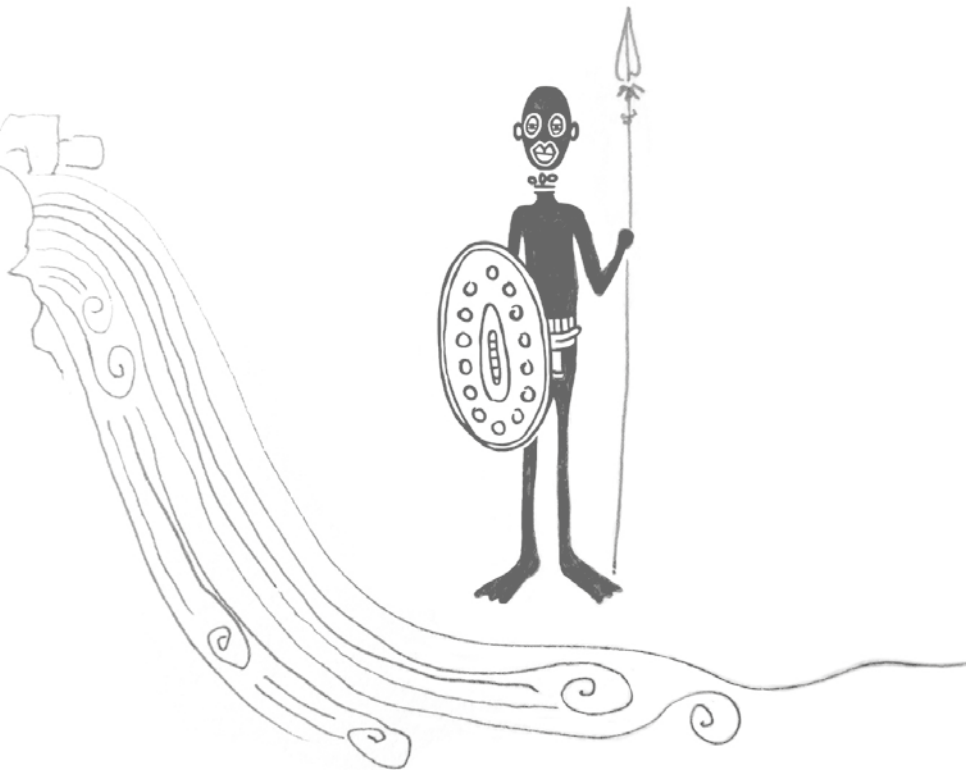
Solange Gamkarab zornig war, durften wir kein Wasser schöpfen, und oft sandte mich mein Vater nach unten, damit ich mit Gamkarab sprechen sollte. Dann rief ich mit lauter Stimme – aber ich trat nicht zu nahe ans Wasser, nicht, bevor es wieder friedlich war. Ich rief: »Gamkarab! Gamkarab! Mein Vater hat mich zu dir gesandt! Die Leute verdursten. Sei gnädig! Wir müssen Wasser haben oder wir gehen zugrunde. Gib uns Wasser, Gamkarab! Bitte, Gamkarab!«

In Kriegszeiten versammelten wir uns alle in der Gamkarab-Galerie.

Im Wasser hausten viele Geschöpfe. Fische waren da und auch Schlangen, aber sie bissen nicht.

Heiseb war unser Gott. Er war klug – oh, wie klug er war! Und seine Schwester, die war auch klug. Heiseb ist jetzt tot, gen Himmel gefahren. Wir wissen nicht, wo er begraben liegt. Ein Hügel ist bei Kauas und ein anderer

an der Straße, die in die Berge führt; ja, es gibt derer noch mehr im Land. Wenn Buschmänner dort vorüberkommen, müssen sie stets zum Gedenken einen Stein oder Zweig auf die Hügel legen, denn Heiseb war unser Gott.



## THOMAS MOFOLO DER TOD VON CHAKA

»Chaka, der Zulu« ist der bekannteste Roman von Thomas Mofolo\* (1876 – 1948) aus Lesotho\*, dem kleinen unabhängigen »Inselstaat« mitten in Südafrika. Der Roman, der die Konflikte zwischen Naturreligion und Christentum darstellt, wurde in Sesotho\* geschrieben, einer Bantusprache\*, die in Lesotho sowie von acht Prozent der südafrikanischen Bevölkerung gesprochen wird. Die Geschichte ist eine mythische Erzählung über den historischen Zuluhäuptling Chaka\* (1787 – 1826), unter dessen Herrschaft der Aufstieg der Zulu\* von einem kleinen Clan zu einem mächtigen Volk fiel. Mofolo schrieb das Buch im Jahr 1908, aber kein Verlag wollte ein Buch auf Sesotho herausbringen. Es erschien erst 1926 auf Sesotho.

**D**ie Sonne ging unter, die Schatten der Nacht sanken hernieder und dehnten sich. Es wurde dunkel und die Menschen schliefen ein. Chaka aber schlief schwer; denn sein Kopf war müde. Und als sich der Schlaf klärte, kehrten die argen Träume zurück und bedrängten ihn gleich bösen Geistern; bösartiger als die Tikoloshi waren sie. Er träumte und diesmal war der Traum lang und zusammenhängend. Ihm träumte, er sähe seinen Häuptling Dingiswayo vor sich, wie er durch edle Taten seinem Stamm den Geist der Güte beizubringen versuchte, und er sah sich selbst, wie er diese erhab-

## IV IN DUNKLEN ZEITEN – UNTER DER APARTHEID

### HENDRIK VERWOERD DER ARCHITEKT DER APARTHEID

*1948 wurde Hendrik Verwoerd\* Mitglied des südafrikanischen Senats und nahm am Misstrauensantrag gegen die damalige Regierung teil. Die Opposition klagte darüber, dass die Regierung die Bedeutung und die Konsequenzen der Apartheid\* der Nation zu unklar vermittelt habe. Sie wollten die Gesetze der Apartheid (»Getrenntheit«) endlich umsetzen. Der später als der »Architekt der Apartheid« bezeichnete Verwoerd formulierte in seiner Rede die Bedeutung der Apartheid mit solcher Klarheit, dass sie sogar eine Offenbarung für die Opposition darstellte. Zwei Jahre später wurde er Minister für Eingeborene. Von 1958 bis 1966 war er Ministerpräsident Südafrikas.*

**E**r sagte: »Niemand wird leugnen, dass sowohl für die Einheimischen als auch für die Europäer eine konsequente Trennung das Ideal gewesen wäre, falls sie sich im historischen Kontext entwickelt hätte. Wenn wir ein weißes Südafrika gehabt hätten, so wie es ein weißes England und ein weißes Holland und ein weißes Frankreich gibt, und wenn es irgendwo einen einheimischen Staat für die Eingeborenen hätte geben kön-

nen und wenn dieser weiße Staat zu einem sich selbsttragenden Land hätte werden können, so wie die meisten europäischen Staaten auch selbsttragend geworden sind, dann hätten wir sicherlich nicht die Reibungen und die Schwierigkeiten, die wir heute haben.«

Und die Leute hörten seine Worte und nickten, weil sie ihn verstanden hatten. Sie wollten Frieden statt Krieg, sie wollten Ruhe statt Reibung. Sie wollten Sicherheit.

»Und wenn das der Fall ist, dann schadet es nicht, es auch so zu sehen und zu sagen: Daraus kann nur Gutes werden. Wenn man vor einer hochkomplizierten Situation steht, muss man auch wissen, in welche Richtung man sich bewegen will, um das Problem zu lösen.«

Das machte sie hellhörig. Ein Land ohne Probleme. Eine Vision für die Zukunft.

»Deswegen schlagen wir die territoriale Segregation im folgenden Sinne vor:

Erstens: Der Einheimische darf kein Land in weißen Gebieten besitzen, sondern ist auf die einheimischen Reservate beschränkt.

Zweitens: In unseren Städten und Dörfern dürfen Einheimische und Farbige nicht leben, sondern sollten ein getrenntes Wohngebiet bekommen, d.h. getrennte einheimische und farbige Dörfer.

Drittens: In unseren Fabriken dürfen Europäer und Nicht-Europäer nicht zusammen arbeiten, sondern nur getrennt, und bestimmte Arbeitsbereiche sind für Europäer vorbehalten.«

Und so geschah es auch.

Später sagte der gleiche Mann, jetzt Ministerpräsident: »Im Grunde genommen ist die Sache sehr einfach: Wir wollen Südafrika weiß erhalten. Das kann nichts anderes heißen als die Herrschaft der Weißen. Es genügt nicht, dass die Weißen ›leiten‹ oder ›führen‹. Es ist notwendig, dass sie herrschen, dass sie die Überlegenheit bewahren.«

Verwoerd hatte es verstanden, die Gier seines Volkes in den Mantel der Gerechtigkeit zu hüllen.



## CEM THEMBA REQUIEM FÜR SOPHIATOWN

*Die Apartheid\* war das Ergebnis der jahrhundertelangen Eroberung eines Landes, der Träume der Buren\*, der Gier des britischen Imperialismus und des tiefsitzenden Glaubens der Weißen an ihre eigene Überlegenheit. Der Schriftsteller Cem Themba\* wurde 1924 in Südafrika geboren und arbeitete für die Zeitschrift »Drum«\*. Seine Erzählung »Requiem für Sophiatown« ist stark autobiografisch geprägt und führt uns in das berühmte Johannesburger Wohnviertel, das in den 1950er-Jahren zum Symbol für eine neue städtische Kultur der schwarzen Bevölkerungsmehrheit wurde. 1963 – nach acht Jahren Zwangsumsiedlung – wurde das »Paris von Johannesburg« abgerissen. An seiner Stelle entstand der Stadtteil Triomf (Afrikaans für »Triumph«), der ausschließlich für Weiße bestimmt war.*

**S**elbst wenn man alle seine Jahre ahnungslos in der sogenannten Wirklichkeit zugebracht hat, können einem vor lauter Realismus plötzlich die Augen übergehen, besonders in Sophiatown, wo einem unversehens ein Ziegelstein an den Hinterkopf fliegen kann.

So ist es neulich Bob Gosani und mir ergangen, als wir verstohlen unserer heimlichen Kneipe in der Morris Street zustrebten. Wir wollten einem gemeinsamen Bekannten ausweichen, den wir »den Blutegel« getauft hatten, denn er ist einer von den Leutchen, die nicht ohne

ihren Drink sein können – und zwar jede Menge, vorausgesetzt, dass jemand anders dafür zahlt.

Die heimliche Kneipe in der Morris Street war ein nettes Lokal. Zuerst muss man sich an der Meyer Street einen Durchgang suchen, einfach über wüste Backsteinhaufen von abgerissenen Häusern weg, dann entdeckt man einen ähnlichen Durchgang, der von der Ray Street in die Edith Street führt, und schließlich einen dritten Gang, der etwas ordentlicher ist, weil er schon immer da war; zwischen der Farbigenschule und alten Spelunken geht man ein bisschen weiter, und auf einmal steht man davor.

Es ist sogar eine recht hübsche Kneipe. Draußen eine kleine Backsteinmauer, ein winziger Garten, fast nur aus Weihnachtssternen bestehend, und eine halbe Veranda (die andere Hälfte ist in eine Küche umgewandelt worden). Der Fußboden der Veranda ist in einem leuchtenden Grün angestrichen.

Innen scheint das Lokal mit Möbeln vollgestopft zu sein, weil der Raum so klein ist, aber man sinkt gemütlich auf ein Sofa, während eins von den Satztischchen, von denen jeweils eins im Bauch des größeren steht, herangeschoben wird. Und dann bestellt man. Einen Kognak!

Wie oft haben Bob und ich vergnügt gejubelt: »Yessus! Hier kann uns der Blutegel niemals finden!« Obwohl auch weniger umständliche Wege zu der heimlichen Kneipe führen, haben wir seinetwegen stets die Durchgänge benutzt. Es heißt nämlich, dass solche Leute eine besondere Nase dafür haben, wann einer seinen Drink nehmen will.

Als wir an dem bewussten Tag in der Morris Street auftauchten, war es uns genauso, als wäre uns beiden gleichzeitig derselbe Ziegelstein an den Hinterkopf geflogen. Das reizende kleine Lokal war nicht mehr da! Wo es hätte sein sollen, stand ein zerstörtes, widersinnig grinsendes Bauwerk, das dem Gesicht eines k.o. geschlagenen Boxers glich, wenn er nach der Niederlage gute Miene zum bösen Spiel macht. Vor Kummer wurde mir ganz übel, doch Bob fand das einzige zutreffende Wort: »Na, wenn schon!«

Das ist nämlich das Merkwürdige an Sophiatown. Ich bin längst abgebrüht gegen die Verwüstungen, die an Sophiatown verübt werden. Tagtäglich sehe ich neue Trümmerhaufen, und in vielen Gässchen, die früher so praktische Abkürzer waren, bin ich oft genug über den rutschenden Schutt gestiegen. Innerlich habe ich's längst aufgegeben, mich gegen die Ungerechtigkeit und Gemeinheit und einseitige Gewalt aufzulehnen, für die das ohnmächtige Sophiatown ein schreiendes Symbol ist.

Längst habe ich beschlossen, mich zu fügen und mich der Entscheidung zu beugen, dass Sophiatown eben doch ein Elendsquartier ist. Die Vorstellung, dass die Beseitigung der Elendsquartiere angeblich nichts mit der Entwendung von Privateigentum zu tun haben soll, quält und plagt mich. Aber die Tatsache, dass Sophiatown nun wirklich geräumt wird, stimmt mich kleinlaut.

Denn was ist nicht alles dahin! Die reinsten Gedenkstätten! Zum Beispiel »Fatty« mit den neununddreißig Stufen! Das war eine großartige Kneipe! Sie lag an der Good Street.



Man musste eine Treppe hinaufgehen, die so morsch aussah, als könnte sie jeden Augenblick unter einem zusammenbrechen. Dann machte man die Tür auf – und trat in eine Fülle strahlenden Lichts und moderner Möbel, und mittendrin die umfangreiche Fatty. Sie war eine volkstümliche Figur geworden. Munter, freundlich, kokett und immer bereit, einem ein Gläschen zu bringen. Und die gute Dicke hatte einfach alles: Whisky, Kognak, Gin, Bier, Wein – alles. Manchmal konnte sie sogar Zigarren anfahen. Aber jetzt ist das Haus dem Erdboden gleichgemacht. Hab gehört, dass sie in der Neusiedlung, in Meadowlands, alle Lust am Geschäft verloren hat. Hat sogar versucht, sich in der City nach Arbeit umzusehen. Grauenhaft!

Dann war Dwarf da. Dwarf, der alles spaßig fand. Er kam oft in »Blokés Kneipe« und erwischte uns dabei, wie wir Mozart spielten. Er spitzte die Ohren, hörte ein Weilchen zu und bemerkte dann mit seiner knirschen- den Stimme: »Kein Wunder, dass er so bekannt wurde!« Dwarf konnte sich nichts Schöneres vorstellen, als einem Polizisten die Zunge rauszustrecken und dann auszurei- ßen. Aber neulich hab ich ihn mal spät abends in seinem Meadowlands-Haus darüber ertappt, dass er Geschirr ab- wusch! Zwar versucht er immer noch tapfer, über sich selbst zu lachen ...

Und dann »Mabenis Kneipe«, wo mir die berühmte Dolly Rathebe mal einen Blues vorgesungen hat. Hab sie nicht etwa drum gebeten. Sie ist einfach zu mir auf die Sitzbank gerutscht und legte los. Es war herrlich! Aber

jetzt ist Dolly in Port Elizabeth, und weiß der Himmel, wo Mabenis ist.

Das sind so Glanzlichter aus dem Leben des ehemali- gen Sophiatown mit all seinem schrillen Gewimmel und Einherstolzieren, seinem Lärm und Gekreisch. Doch da war noch anderes als nur die heimlichen Kneipen mit ihrem verbotenen, anrühigen Zeug. An manchen Stel- len war's auch »Stoff, aus dem unsere Träume gemacht werden ...«.

Ich denke an die Jungen von der St.-Cyprians-Schule, die vor ungefähr zehn Jahren im Schweiß ihres Ange- sichts die Erde hinter dem Gemeindehaus aushoben, um ein Schwimmbecken anzulegen. Es ist noch immer da, und die paar Kleinen, die übriggeblieben sind, planschen drin herum. Einige von den damaligen Schuljungen ka- men später zu Pater Rossoder, Pater Raynes oder Pater Huddleston, die ein Stipendium für sie durchdrückten, damit sie nach St. Peters konnten, und dann weiter nach Fort Hare, und schließlich sogar nach Wits, von wo sie als Ärzte heimkehrten.

Ihre Eltern, die geduldig auf sie warteten und in der Stadt arbeiteten, sparten sich das Geld vom Munde ab, einen Penny hier, einen Penny dort, damit sie die nötigen Ausbesserungen an ihrem Häuschen vornehmen oder die Hypothek abzahlen konnten. Und allmählich wurde Sophiatown eitel und war auf sein Äußeres bedacht.

Natürlich gerieten sie dann in die Notzeit, die viel zu schwer für sie wurde. Nach dem Krieg kamen viele Leu-

te nach Johannesburg, um Arbeit zu suchen – und eine Schlafstelle für die Nacht. Als der Zustrom answoll, entstand Wohnungsnot. Und da sich niemand darum zu kümmern schien, wurde Sophiatown durch sie zu einem Elendsquartier.

Doch die Kinder der frühesten Einwohner von Sophiatown – wenigstens einige von ihnen – sind noch immer vorhanden. Es ist erstaunlich, wie viele von ihnen aus der anglikanischen Mission von St. Cyprian hervorgegangen sind. Ich treffe sie oft in hochachtbaren Familien an und dann schwatzen wir zusammen das Blaue vom Himmel herunter.

Meistens reden wir von unserem Los in dieser Welt. Denn schließlich ist es uns gar so oft vorerzählt worden, dass wir die zukünftigen Führer unseres Volkes seien. Wir sind die jungen Recken – von uns wird erwartet, dass wir die Probleme unserer bedrängten Welt lösen.

»Nein, politische Einheit, die brauchen wir nicht«, sagt vielleicht der eine, »dafür ist unsere Gesellschaft zu vielschichtig und zu schwerfällig. Wir brauchen einen tatkräftigen Kern zuverlässiger Kämpfer mit lauterem Zielen und einem ehrlichen Schlachtplan. Das genügt.«

Ein anderer: »Nein! Wir müssen uns nach den neuen Bewegungen richten, die heute in Afrika im Gange sind. Dort sind Tatkraft und Ziele. Der Gedanke eines geeinten Afrika hat noch nie so machtvoll Ausdruck gefunden wie kürzlich in Accra. Denn für die Afrikaner, wo sie auch sein mögen, ist nicht die regionale oder lokale Treue be-

zeichnend: sie finden nicht, dass sie zu Südafrika oder Tanganjika oder Kenya oder Westafrika oder zu einem Bund gehören, sondern zu den Afrikanern von ganz Afrika. Viele von uns haben sich sogar schon gefragt, ob die Araber und Ägypter nicht ebenfalls Afrikaner sind. Wahrscheinlich sind sie's.«

Und ein Dritter: »Ja. Aber dieser Gedanke mit der afrikanischen Persönlichkeit – was bedeutet der für uns? Was bedeutet es überhaupt?«

»Das kann ich dir erklären. Heutzutage stehen sich in der Welt zwei mächtige Ideologien gegenüber: der Osten und der Westen. Beide betreiben internationale Politik, als wären wir verpflichtet, zwischen ihnen zu wählen. Nur zwischen ihnen. Wir haben aber gerade entdeckt, dass wir wählen können, wie wir wollen, wenn wir in unserem eigenen Wesen stark genug werden. Es kommt jedoch noch etwas anderes hinzu. Der Westen hat sich verdammt lange Zeit gelassen, uns für sich zu gewinnen, uns für das westliche Denken zu gewinnen, für die christliche Lebensweise des Westens. Die Grundsätze der Demokratie und die christlichen Ideale sind großartig. Aber die sollen auch gar nicht angefochten werden. – Lasst mich's besser erklären! Wir sind ziemlich fromme Menschen. Wir haben uns den Idealismus des Christentums zu eigen gemacht und ebenfalls seine hohen Ziele. Doch wir glauben auf eine starrköpfig-praktische Art an die Verwirklichung dieser Ideale. Die Bruderschaft in Christo sollte Wirklichkeit werden. Die Demokratie sollte tatsächlich für das ganze

Volk Gesetz sein – und nicht derart, dass ein weißer Landstreicher mehr gilt als ein schwarzer Professor. Wenn uns ein Mediziner verspricht, dass er Regen machen wird, dann wollen wir nicht nur sehen, wie der Regen fällt, sondern auch, wie die Saat aus dem Boden sprießt. Dafür ist doch der Regenschöpfer da – oder? Wenn der Priester also sagt, dass Gott mir beisteht, dann möchte ich auch gern ein paar Mal Glück haben im Leben und ein bisschen weniger Verwünschungen von Seiten des weißen Mannes.«

Sie nicken.

»Überhaupt leidet die christliche Religion jetzt an Blutarmut. Das Ursprüngliche in mir kann sie nicht entflammen, nicht den Chaka\*-Instinkt, der noch immer in mir lebt. Ihr und ich, wir sind zwar gebildete Menschen. Wir glauben nicht mehr an Zauberei. Aber so sehr wir es abstreiten mögen, es verlangt uns immer noch nach der wilden Erregung, die unseren Vorfahren im Blute steckte. Die Weißen nennen es barbarisch. Unausrottbare Barbarei. Doch wir wollen ja nur Farbigkeit und Kraft und Leben, jeder auf seine Art. Und deshalb politisieren wir hier in Sophiatown, du und ich und die andern, und unsere Gedanken spielen hänselnd mit der Gewalt. Es bedeutet nichts weiter, als dass Afrika in seinem Verlangen nach dem demokratischen Selbstbestimmungsrecht gleichzeitig seiner überschäumenden Sehnsucht Ausdruck verleiht, das Leben in seiner Fülle zu genießen. Und daher kommt es, dass wir manchmal zwei verschiedene Sprachen zu sprechen scheinen.«

Wir sprechen jedoch nicht nur über dieses Thema. Wir haben unzählige Themen. Nkrumah\* muss ein großartiger Mensch sein – oder ist er bloß ein großer Angeber? Und wie steht's mit unsern afrikanischen Intellektuellen, die das Land verlassen, wenn wir sie am dringendsten brauchen? Und ist es wirklich und aufrichtig wahr, dass wir mit weißen Mädchen keine Liebschaften wollen? Oder: Was ist das für eine weiße Vorherrschaft, die einem ehrlichen Wettbewerb nicht standhalten kann? Kurz und gut, lauter so dreiste Fragen, die man in der Öffentlichkeit nie vorbringen darf. Aber immer endet es damit, dass einer sagt: »Ach, seid still, Jungen, ihr habt ja doch keinen Plan, uns zu befreien!«

In solchen Gesprächen und in tausend anderen noch persönlicheren Dingen liegt der Zauber Sophiatowns. Hier findet man nicht seinen eigenen Platz: man schafft ihn sich und findet sich selbst. Es hat seinen besonderen Reiz. Hin und wieder muss man vielleicht anderen Boys Platz machen, die sich auf nicht vorschriftsmäßige Art durchs Leben schlagen. Aber langweilen tut man sich niemals. Man hat das Recht, sich die neuesten Jazzplatten anzuhören, gleich über die Straße, bei Ah-Sing. Man kann abends mit einem farbigen Mädchen ins Odin-Kino gehen, und kein Hahn kräht danach. Man kann bei Rhugubar mit den Fingern Curry-Reis essen, ohne in Verlegenheit zu geraten. Alles ohne das geringste Gefühl von Gesetzesübertretung. Ich habe sogar ziemlich vielen Weißen das »Klein-Paris von Transvaal« gezeigt – Afrikaaner\* waren jedoch nicht viele dabei.

Was die Leute für Sophiatowns Dreistigkeit gehalten haben, war im Grunde nur seine freimütige Offenheit. Und natürlich sein schwarzes Maul gegen die rosige Stirn von Westdene\*.

Ach ja – das war Sophiatown, wie es ehemals war! Bob und ich müssen über lose Backsteinhaufen zurückklettern. Wie wir hören, haben die meisten Hausbesitzer beschlossen zu kapitulieren. Sie ziehen fort wie die Ratten und lassen die Fahrgäste mitsamt dem Schiff untergehen. So ist es neulich auch Solly ergangen, erzählt Bob. Sein Hauswirt hatte ihm nichts gesagt, hat ihn ruhig noch die Miete für den nächsten Monat zahlen lassen. Solly war gerade nicht da, als der Hauswirt auszog. Und als er dann nach Hause kam, fand er seine Sachen auf der Gasse und ein Polizist stand Wache – vor dem Haus. Da musste der arme Solly umherlaufen und sich eine Unterkunft suchen, einen Winkel, in dem er seine Sachen über Nacht aufstellen kann. Ein paar Freunde haben ihm geholfen.

Wir wandern noch länger in den Ruinen umher und versuchen, die eine oder die andere von den alten Kneipen zu entdecken, die Dr. Verwoerd\* vielleicht übersehen hat. Aber wir fürchten uns vor den toten Augen, mit denen uns hier und da ein Geisterhaus anstarrt. Nächstens müssen wir selber auch noch ausziehen! Schluss und fertig!



## KAGISO LESEGO MOLOPE VERBANNT ANS ENDE DER WELT

*Ein 1950 vom »weißen« Parlament verabschiedetes Gesetz, der Group Areas Act, wies den verschiedenen ethnischen Gruppen (Weiße, Schwarze, Asiaten und »Coloureds« – eine Art »Rassenmischung«) eigene Wohngebiete zu. Für die Weißen waren das die Städte, das ertragreiche Land, die Küste. Für die Bewohner dunklerer Hautfarbe entstanden die berüchtigten Townships\* und in größerem Maßstab die Homelands\*. Im Laufe der nächsten drei Jahrzehnte wurden Millionen von Menschen gezwungen, ihre Häuser zu verlassen und in die ernannten »Group Areas« umzuziehen. Die 1976 geborene Schriftstellerin Kagiso Lesego Molope\* gibt in ihrem Roman »Im Schatten des Zitronenbaums« (2005) Einblicke in die Folgen dieses brutalen und menschenverachtenden Vorgangs, bei dem der Teufel durchaus im Detail steckte: Während des Apartheidregimes\* war es der schwarzen Bevölkerung in Südafrika verboten, laut zu singen, Lieder aufzunehmen oder Musikaufnahmen abzuspielen.*

**M**illicent Masemola war bereits Ende dreißig, als die Township Lady Selbourne von Bulldozern niedergewalzt wurde, genau wie Sophiatown und viele andere Siedlungen. Alles, was Millicent gekannt und geliebt hatte, wurde dem Erdboden gleichgemacht. Sie war eine Tänzerin gewesen, ständig unterwegs und berühmt für ihr Aussehen und ihr Talent.

Sam, ihr Ehemann, war die Liebe ihres Lebens. Ihre Familie war eine der ersten, die umgesiedelt wurden. Die weiße Regierung nannte die Siedlung Springsville, aber die Schwarzen taufte sie Bofelong, weil 1.) »spring« ja »Quelle« bedeutet und es dort keine Quellen gab. Weil 2.) die Landschaft so karg war, dass sie glaubten, in der Wüste Kalahari gelandet zu sein. Und weil sie 3.) so fernab von allem lag, dass man sich dort tatsächlich so vorkam wie am Ende der Welt. Die Mabele Street war die erste und einzige Straße der Siedlung, die einen Namen erhielt. Irgendwem musste beim Namensausdenken wohl die Lust vergangen sein oder er hatte es sich anders überlegt.

In Bofelong waren Gerüchte und Verachtung schon vom ersten Tag an die ständigen Begleiter der Familie Masemola. Während Sam Masemola sich zu Tode trank, fragte sich jeder, was seine Frau denn bloß mit ihm anstellte, denn ihr Haus sah immer perfekt aus und sie selbst fantastisch. In Wirklichkeit aber ging Sam Masemola einfach zugrunde, weil er sich so hilflos fühlte. Er hatte seine Familie nicht davor bewahren können, ans Ende der Welt verbannt zu werden, nach Bofelong, was »Am Ende« bedeutet.

Sams Tod nahm Millicent ihren Lebensmut. Sie wollte mit der Welt nichts mehr zu schaffen haben, schloss ihr Tor und ließ die vier Töchter zum Spielen nicht mehr hinaus. Die kleinen Mädchen blieben im Haus und sahen zu, wie ihre Mutter sich fein machte und den ganzen Tag

lang zu Musik tanzte, für die sie hätte verhaftet werden können. Ihre Fenster und Türen blieben geschlossen.

Auch in der Schule unterhielten sich die Schwestern nur untereinander, und nach Schulschluss liefen sie eilig nach Hause.

»Niemand kennt die Einzelheiten«, pflegte Tumane zu sagen. »Man muss die Einzelheiten kennen, um uns zu verstehen.« Sie war diejenige mit der lebhaftesten Erinnerung an die Zeit in Lady Selbourne und kannte den Unterschied zwischen dem Vater, den sie dort gehabt hatten, und jenem in Bofelong. Dicht an Malesedi gekuschelt, erzählte sie oft von früher, von den Eltern, nach denen sie sich sehnte. Die beiden jüngsten Schwestern – Malebone und Mabatho – liebten diese Tänze und die Musik. Für sie war Lady Selbourne aber nur noch ein Stadtviertel namens Pretoria North, wo Weiße lebten.



V  
GEBURT DER REGENBOGENNATION –  
FREIHEIT UND EINHEIT

BREYTEN BREYTENBACH  
NELSON MANDELA IST FREI!

*Jeder Südafrikaner erinnert sich an den 11. Februar 1990, den Tag, als Nelson Mandela\* aus der Haft entlassen wurde. In diesem Text beschreibt der Lyriker Breyten Breytenbach\* (geboren 1939) seine Erinnerungen an das historische Ereignis, das das Gesicht Südafrikas grundlegend verändern würde. Als weißer Anti-Apartheid-Aktivist war Breytenbachs Leben von der Apartheid\* geprägt. 1959 wurde ihm aufgrund seiner Eheschließung mit einer Französin vietnamesischer Abstammung in Frankreich die freie Rückkehr in seine Heimat verboten. Das 1950 verabschiedete Gesetz »The Immorality Act« verbot sexuelle Beziehungen zwischen den Rassen. 1975 besuchte Breytenbach Südafrika mit gefälschtem Reisepass; er wurde verhaftet und wegen Hochverrats zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt. Heute lebt er in Frankreich.*

**N**elson Mandela ist frei! Die Nachricht rauscht wie eine Brise durch die Townships\*, in Ehrfurcht geflüstert, triumphierend hinausgebrüllt, von Mund zu Mund, von Hütte zu Schachtelhaus. Habt ihr es schon gehört? Leute reiben sich verwundert die Augen, Alte lachen, Babys krähen, Staub steigt unter den Füßen

junger Genossen auf, die mit dem schwarz-gold-grünen Banner durch die Straßen rennen. Im Veld\* stoßen kleine Jungens mit wippenden Lendenschurzen schrille Pfeife aus und schleudern schwirrende Stöcke gegen widerpenstige Tiere. Zur Mittagszeit werden sie sich in den Schatten eines Dornenbaumes begeben, um Geschichten zu erzählen, jeder abwechselnd ein stolzer Mandela.

Im Qunu\* der grünen Hügel wird der Clan die Gräber von Nosekeni und Henry Gadla Mandela\* herrichten. Hier muss »Buti« vor der Schlachtung des Opferochsen die Nacht verbringen und sich die Hände reinigen. Napi-lisi, sein Neffe, sagt: »Ich weiß nur, dass er ins Gefängnis geworfen wurde, weil er gleichen Lohn für alle verlangt hat.« In seinem Straßenladen versucht Makgatho das Bild seines Vaters auf dem Fernsehschirm einzufangen, so wie man versucht, einen Schmetterling zu erhaschen.

*Nelson Mandela ist freigelassen worden!* Alte Frauen heben die Röcke, um in die Erinnerung einer Jugend voller Rhythmen und Gestampfe einzutreten. Die Schilfrohre biegen sich unter dem Licht. Alte Männer staunen an diesem Tag über das Zittern der Geschichte und ertrinken in dickem Bier und der Buckel angehäufter Tage vernarbt mit dem Schmerz der Armut. Auf Robben Island\*, in Pollsmore und Victor Verster und Zonderwater und Brandvlei und Barberton und Diepkloof und in all den anderen Höllenlöchern der Erniedrigung klappern Gefangene mit ihrem Blechgeschirr und skandieren: »Man-de-la! Man-de-la!« Und in den ruhigeren Unterkünften der Entmenschlichung

stehen die Politischen aufrechter, um den Wächtern direkt in die Augen zu sehen. Alte Wärter erinnern sich und reden leise zu ihren alten Frauen. Folterer stecken sich einen Finger unter den verschwitzten Kragen; sie überlegen sich, ob sie nicht ihre Adresse ändern sollen. Sicherheitsexperten beugen sich über das Lager von Bändern und Geheimfotos, mit denen sie hoffen, den Führer erpressen zu können: Mandela mit Coetsee\*, Mandela mit Viljoen\*, Mandela mit De Klerk\*, Mandela, mit zurückgeworfenem Kopf lachend, Mandela, wie er sich erleichtert, Mandela weinend.

Dichter kauen an ihren Stiften. Yuppies, die in einem Stau stecken, kurbeln mit gebräunter Hand ihre Scheiben herunter und rufen: »Mandela!« Kabinettsminister schlucken die Pille und betrachten einander misstrauisch. An den Stränden ist es heiß; sonnengerötete Farmer aus dem Inland hocken aufmerksam lauschend um Transistorradios herum. Auf dem Berghang über dem Hafen von Cape Town wischen sich »bergies«\* über den fleckigen Mund; mit dem zahnlosen Grinsen der Zeitlosigkeit ergeht sich ein Penner in Erinnerungen: »Ich erinnere mich noch an den Tag, als King George die Stadt besuchte ...« Stämmige Männer in Khaki-Montur beschimpfen knurrend ihre höhnenden Arbeiter. Hinter geschlossener Jalousie ölt ein Killer nachdenklich sein Gewehr. Vielleicht wogt die Erde, ist das Meer erwartungsvoll angeschwollen. Alte Träume strömen hervor.

*Wir haben Mandela befreit!* Erwachsene Kämpfer schluchzen. Profis hecken neue Bündnisse aus. Alte Ge-

fährten lassen ihr tolles Leben Revue passieren. »Jetzt fangen die Probleme an.« Seine Frau überlegt sich, welches Kleid sie für welche Veranstaltung tragen soll. Mittelsmänner bieten zwei Minuten an, vier Minuten, dreimal Lächeln und ein Kopfnicken, Portionen seiner Verfügbarkeit ... gegen Geld. In Havanna, Moskau, Lusaka, London – wo immer das Schweigen die Exilanten eingeholt hat, werden sich einige Leute daran erinnern, die Orte aufzusuchen, wo die Knochen müder Kämpfer in fremdem Boden vermodern, um zu flüstern: »Ja, es ist jetzt fast erreicht. Bald werden wir nach Hause gehen.«

Auf der ganzen Welt zwängen sich Kinder aus dem Schoß ihrer Mütter heraus, schreien das Licht an, um Nelson Rolihlahla Madiba Mandela genannt zu werden. In afrikanischen Hauptstädten wedeln Studenten handgedruckte Plakate, mit denen sie der Fäulnis und Korruption und vielleicht auch dem Imperialismus trotzen. Bergleute richten sich auf und wischen sich die Stirn. In glitzernden Salons der OAU (Organisation für Afrikanische Einheit) versuchen Bürokraten mit den Ereignissen Schritt zu halten, während sie aus kleinen Tassen Kaffee schlürfen und ihre Gebetsketten durch die Finger gleiten lassen. In den Teppichen sind Löcher. Musiker weben auf Wolof\* und Suaheli das magische Mantra von Mandela in ihre Melodien hinein. Pygmäen entlang ihrer Waldpfade, Beduinen in ihren Lagern, gegen die Winde der Sonne ver mummt, Jäger entlang den Flanken schwelender Vulkane – alle erfinden die Vergangenheit und die gren-

zenlose Zukunft, die sich bis zur Freiheit eines Mannes erstreckt, der einmal lebte und Mandela hieß.

*Nelson Mandela ist frei!* Die Nachricht hallt um den ganzen Erdball. Jesse Jackson, Margaret Thatcher, Helmut Kohl und George Bush kreischen und kratzen, um einen Krümel des Ruhms zu erhaschen. In Warschau, Berlin, Accra und London betrinken sich die verlorenen und verstreuten Kinder Südafrikas und einige aus Azania, die aus den Bewegungen ausgestoßenen Krieger – und werden unausstehlich. In Indien ändert ein dicker Ringer seinen Namen in Mandela um, um größere Zuschauermengen zum Jahrmarkt zu locken. In New York schreibt eine zitternde Hand: »Lieber Mister Mendalla, mein Ehemann ist gelähmt, wir brauchen nicht viel, ich habe niemand, an den ich mich sonst wenden kann ...«

Die Mächtigen der Welt geben hochtrabende Statements ab und fragen ihre Botschafter vertraulich: »Wie lange wird er sich halten können?« Auf karibischen Inseln, in einem Wirbel von ausgespucktem Rum und Zigarrenrauch, wird er in das Voodoo-Pantheon aufgenommen, in die Reihe von Legba, Victor Hugo, Toussaint L'Ouverture und Baron Samedi. Mumifizierte Träume werden entstaubt. In Japan kommt eine neue Puppe auf den Markt, die die Gesichtszüge des ältesten Gefangenen der Welt trägt. In Peru jubeln die Guerilleros des Leuchtenden Pfads und schwenken ihre bitteren Macheten. In Mitteleuropa fragen Intellektuelle: »Mandela wer?« Irgendwo in Kambodscha führt gegenüber den Roten

Khmer ein politischer Kommissar Mandela als Beispiel und Rechtfertigung an. In westlichen Städten brüllen junge Revolutionäre mit fiebrigen Augen und Tod in der Kehle: »Mandela!«, in der Hoffnung, dass wenigstens diese Revolution nicht in Blut ertränkt wird.

Alte Gulag-Insassen schmecken das Salz im Wind, seufzen und kriegen etwas in die Augen. In Armenhäusern, in Verstecken, in Verliesen und in Altenheimen murmeln Leute: »Es war also doch nicht alles umsonst.« Ein Impresario stellt Talente für eine Singgruppe zusammen. In Korea und Finnland buchstabieren sie seinen Namen falsch. Im französischen Fernsehen haben einige Marathon-Redner einen sagenhaft langen Atem. Leute plustern sich in selbstzufriedener Empörung auf, während sie Mandela als Rammbock gegen ihre Gegner benutzen.

Literaturagenten schicken dringende Faxe. Liebende brechen plötzlich zusammen und fangen an, in die Schultermulde ihres/seiner Geliebten zu schluchzen. Die Nacht ist kurz. Ein Hollywood-Mogul bellt Anweisungen in die Leitung, ihm jede verdammte Summe zu zahlen, die er verlangt, solange Ex-klu-si-vität garantiert ist! Multinationale Bosse überdenken Strategien und weisen ihre Helfershelfer an, umgehend Begrüßungsanzeigen schalten zu lassen. Ein Kind schreibt eine Geburtstagskarte und schickt sie an *Nelsin Mandale, Südafrika*. Unterwürfige Sekretärinnen betreten stumm Büros, um Akten auf lederbezogene Schreibtische zu legen. Grinsende Präsidentenberater zwirbeln nicht vorhandene Schnurrbärte.



Ein alter Mann kommt aus dem Gefängnis. Er ging als Aktivist hinein, er kommt als Mythos wieder heraus. Er sorgt sich um seine Prostata, um seine Aufzeichnungen. Ein Horizont erhellt sich, er bringt Hoffnung, und er hat die Welt nie gekannt, auch nicht die zarte Liebkosung von leeren Tagen unter dahinziehenden Wolken. Wenn er sie je gekannt hat, so erinnert er sich nicht mehr daran. Vielleicht hat unser dunkles Erdenleben jetzt etwas mehr Sinn bekommen. Er hat Leib und Seele mit Stolz und der Unmöglichkeit von Liebe zusammengehalten. Er wird Erfolg haben. Er wird scheitern. Er lebt. Er wird sterben. Nelson Mandela öffnet eine Tür.



## GCINA MHLOPHE EINE STIMME FÜR DIE EINHEIT

*Auf die Situation im »Neuen Südafrika« angesprochen, sagte die 1959 geborene Geschichtenerzählerin und Schauspielerin Gcina Mhlophe\*: »Die Geschichten, die wir erzählen, tragen die Erinnerung an die guten und an die bösen Zeiten unserer Geschichte in sich. Die Menschen sollen das nicht vergessen. Obwohl Südafrika heute frei ist, müssen wir den Fehlern, die wir gemacht haben, ins Auge blicken, und auch an die guten Zeiten sollen wir uns erinnern. Die Geschichten helfen uns, die Welt, in der wir leben, richtig zu verstehen.« Das Gedicht »Eine Stimme für die Einheit« vereint die Vergangenheit und die Zukunft. Die in den Zeilen erwähnte Victoria Mxenge war eine Hebamme, die sich nach der Ermordung ihres Mannes durch Agenten des Apartheidregimes\* dem Kampf gegen die Ungerechtigkeit widmete und Anwältin wurde. Sie wurde 1985 vor einem wichtigen Prozess in Pietermaritzburg ermordet.*

**I**ch bin fünfunddreißig Jahre alt  
Plus acht Stunden Wartezeit in der Schlange,  
Um meine Stimme abzugeben.  
Erstaunt reden manche Leute  
Von diesem langen Warten,  
Von all der aufgebrauchten Geduld.  
Ja, wir sind geduldig.  
Haben wir nicht endlos lange Jahre  
Geduldig auf diesen einen Tag gewartet,

Auf den Tag,  
An dem wir unser Leid  
Abwählen würden?  
Auf den Friedhöfen,  
An den Gräbern unserer Mütter und Väter  
Haben wir gewartet,  
Jahrelang in Gefängniszellen,  
Unter menschenunwürdigen Bedingungen,  
Haben wir gewartet.  
Wartend haben wir  
Hungerstreik und Busboykott durchgestanden,  
Bannverordnung und Hausarrest,  
Geburt und Heimatlosigkeit.

Untersteht euch also,  
Uns über das Warten zu belehren,  
In dieser Sache verstehen wir keinen Spaß.  
Untersteht euch,  
Uns über das Warten zu belehren,  
Wir kennen eine jede  
Der schwer lastenden Sekunden.  
Wie die grausame Wüstensonne  
Versengt dir das Warten die Haut,  
Reißt dir die Füße auf  
Wie Frost auf einem steinigen Weg,  
Brennt in den Augen  
Wie die Säure rassistischer Tränen,  
Macht dich taub

Wie die beleidigenden Schimpfnamen,  
Die dich deiner Würde berauben.

Doch jetzt haben wir unsere Stimme abgegeben.  
Es sieht so aus,  
Als sei das Warten vorbei.  
Ha! Ein Seufzer der Erleichterung!

Wo wären wir heute,  
Hätte nicht das Lied Afrikas  
Unablässig die Glut am Leben erhalten,  
Die Flamme des Überlebens  
Immer wieder neu entfacht?  
Wo waren wir  
Ohne die großen Leader unseres Landes?

*O sontonga, owaqhamuka entabeni ehlabela  
Ecela kuThixo uMdali  
Nkosi Sikelela iAfrika  
Nkosi Sikelela iAfrika!  
O Stephen Bantu Biko\*, iinto zoSobukwe\*  
O Victoria Mxenge no Dorah Damana  
Amavula ndlela oMakhanda ka Nxele  
Iqhawe lamaqhawe uNelson Mandela\*.  
Wo wären wir  
Ohne die mutigen Frauen und Männer,  
Deren ungetrübte Vision von diesem Tag  
Uns am Leben erhielt?*

Es gäbe keine Plakate,  
Erfüllt von neuem Versprechen,  
Es gäbe mich nicht,  
In der Schlange stehend,  
Erfüllt von dem Wunsch,  
Etwas für mein Land zu tun.  
Sicherlich gäbe es in meinem Herzen  
Keine Träume von einer besseren Zukunft  
Für meine Familie,  
Für meinen alten Vater,  
Meine Brüder und Schwestern,  
Die ich so sehr liebe.

Wo wären wir  
Ohne die Geschichtenbewahrer,  
Die wie Gluckhennen  
Über die goldenen Eier wachten,  
Die unsere Geschichte sind?  
Geschichte,  
Von unseren Feinden mit Füßen getreten,  
Liegengelassen,  
Totgeglaubt.  
Ohne sie wüssten wir nicht,  
Woher wir kamen,  
Wohin uns unser Weg führt.  
Einheit ist das Wort  
Auf unser aller Lippen,  
Mit angehaltenem Atem

Stehen wir in der Schlange,  
Die alles entscheiden wird,  
Bereit, unseren neuen Leader  
willkommen zu heißen.  
Im Wissen darum,  
Dass die Achtung vor der Kultur der anderen  
Die Quelle ist,  
Der Frieden entspringt und Einheit,  
Singen wir mit erhobener Faust  
Unsere Hymne.

O ja, wir haben gekämpft,  
Wir haben vertraut  
Und so lange gewartet,  
Denn wir glauben  
An die Möglichkeit  
Von Einheit in der Vielfalt.

Am Horizont sehe ich  
Zwei Ozeane, die sich begegnen,  
Höre den Ruf der Möwen  
Höre das Jubeln der Wellen,  
In Erwartung der aufgehenden Sonne.  
Nicht mehr lange,  
Und die Sonne wird aufgehen!  
Ein neuer Tag ist angebrochen!  
Halala!

## GLOSSAR

### AFRICAN NATIONAL CONGRESS (ANC)

1912 gegründete Partei, die für die Bürgerrechte für Nichtweiße in Südafrika kämpfte. 1960 wurde der ANC von der Apartheidregierung verboten. 1994 gewann die Partei die ersten demokratischen Wahlen und stellt mit seiner Mehrheit bis heute die Regierung im Parlament.

### AFRIKAANER

Bezeichnung für die Afrikaans sprechenden europäischstämmigen Einwohner Südafrikas, die von den niederländischen, deutsch- und französischsprachigen Siedlern abstammen. Seit der Annexion der Kapkolonie durch die Briten Anfang des 19. Jahrhunderts zog der Großteil der Afrikaaner ins Landesinnere. (Siehe auch Buren).

### APARTHEID

Rassentrennungsideologie, die 1948 von der National Party übernommen wurde, um die Machterhaltung zugunsten der Weißen zu sichern. Die südafrikanische Bevölkerung wurde in vier Rassenkategorien eingeteilt: Weiße, Schwarze, Coloureds und Asiaten (Coloureds hatten gemischtrassige Vorfahren). Die Apartheid wurde offiziell 1994 mit den ersten demokratischen Wahlen Südafrikas beendet.

### BAAS

Aus dem Niederländischen für »Chef«. Schwarze Arbeitnehmer waren verpflichtet, ihre weißen Vorgesetzten mit »Baas« anzureden. Der Begriff steht auch für die seelische und physische Unterdrückung der Schwarzen in Südafrika.

### BANTU

Der Begriff wurde 1862 von dem deutschen Sprachwissenschaftler Wilhelm Bleek als Sammelbezeichnung für die über 400 Ethnien Süd- und Mittelafrikas gewählt, deren Sprachen verwandt sind. Heute gibt es über 200 Millionen Bantu in Afrika. In vielen Bantusprachen bedeutet Bantu »Mensch«.

### BANTUSTAN

Siehe Homeland.

### BATSWANA

Auch Tswana. Eine Bantu-Ethnie im südlichen Afrika, die innerhalb der Bantu-Familien zur Gruppe der Sotho gehört. Der Name des Staates Botswana leitet sich von den Batswana ab, die dort die Bevölkerungsmehrheit bilden.

### BERGIE

Von Afrikaans für »Berg«. Bezeichnung für Obdachlose in Kapstadt, die früher in den Wäldern unter dem Tafelberg kampierten.

### STEVEN BIKO

Begründer der Black-Consciousness-Bewegung. Nach seinem brutalen Tod in Polizeigewahrsam im Alter von dreißig Jahren wurde Biko zu einer Symbolfigur der Widerstandsbewegung. Der UN-Sicherheitsrat reagierte mit einem Waffenembargo gegen Südafrika.

### BREYTEN BREYTENBACH

Lyriker und Schriftsteller, der seit 1960 im Exil in Paris lebt, wo er die Widerstandsgruppe Okhela gründete, um die Apartheidpolitik zu bekämpfen.

### BRYANSTON

Ein 1949 gegründeter Vorort Johannesburgs, wo unter der Apartheid ausschließlich Weiße leben durften. Er gilt heute noch als wohlhabend.

### BUREN

Von Afrikaans »boere«, wörtlich: »Bauern«. Bezeichnung für die Afrikaans sprechenden europäischstämmigen Einwohner Südafrikas und Namibias, früher auch »Kapholländer« genannt.

### BURENKRIEGE

Zwei Kriege (1880 – 1881 und 1899 – 1902) zwischen dem britischen Weltreich und den Buren. Die Buren hatten zwei unabhängige Staaten im Landesinneren Südafrikas gegründet: den Oranje-Freistaat und die Südafrikanische Republik von Transvaal. Der zweite Burenkrieg endete mit einem Sieg der Briten und der Eingliederung der Burenstaaten in das britische Imperium.

### CHAKA DER ZULU

1787 geborener Zulu-Häuptling, der sein Volk zu einer mächtigen Nation formte und mehr als hundert Stämme zusammenführte. Er wurde 1828 von seinen Halbbrüdern und Leibwächtern ermordet.

### STUART CLOETE

1897 geborener Schriftsteller und Essayist. Sein erster Roman »Wandernde Wagen« (englisch: »Turning Wheels«) wurde über zwei Millionen Mal verkauft und wegen seiner Beschreibung des primitiven Burenlebens und seiner Haltung zu gemischtrassigen Beziehungen in Südafrika verboten. Cloete starb 1976 in Kapstadt.

### HENDRIK JACOBUS COETSEE

Südafrikanischer Politiker der National Party, der von 1980 bis 1994 als Justizminister wirkte. Er war für die Polizei und den Strafvollzug in der Endphase der Apartheid-Ära zuständig.

### J.M. COETZEE

Südafrikanischer Schriftsteller, dem 2003 der Literaturnobelpreis verliehen wurde. Er ist der erste Autor, der zweimal mit dem renommierten Booker Prize ausgezeichnet wurde. Zu seinen bekanntesten Werken gehören »Leben und Zeit des Michael K.« und »Schande«. Er lebt in Australien.

### COLOURED LABOUR PARTY

1969 gegründete Anti-Apartheid-Partei, die sowohl den gewaltsamen Kampf des ANC als auch internationale Sanktionen gegen Südafrika ablehnte. Die Partei wurde 1994 aufgelöst. Die meisten ihrer Mitglieder schlossen sich dem ANC an.

### F.W. DE KLERK

Staatspräsident Südafrikas von 1989 bis 1994 und deswegen für den Übergang zur Demokratie mitverantwortlich. 1993 erhielt er gemeinsam mit Nelson Mandela den Friedensnobelpreis.

### DRUM

1951 gegründete Zeitschrift, die zur Stimme der schwarzen Bevölkerung aus den Townships wurde. Die Zeitschrift erscheint noch heute.

### MAHATMA GANDHI

1869 geborener Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung. 1893 ging er aus beruflichen Gründen nach Südafrika, wo er zum Führer der indischen Einwanderer aufstieg und eine Kampagne für die Anerkennung der Bürgerrechte seiner Landsleute leitete. 1914 kehrte er nach Indien zurück. 1948 wurde er von einem fanatischen Hindu erschossen.

### NADINE GORDIMER

1923 geborene Schriftstellerin, in deren Werken Rassismus und die Apartheid eine zentrale Stellung einnehmen. Zu ihren bekanntesten Werken gehören »Der Besitzer« und »Niemand, der mit mir geht«. 1991 wurde Gordimer mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet.

## QUELLENANGABEN

Breyten Breytenbach, *Die Erinnerung von Vögeln in Zeiten der Revolution*, © Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1997 daraus: Nelson Mandela ist frei!, übersetzt von Matthias Müller Michael Chapmann (Hrsg.), *Omnibus of A Century of South African Short Stories* © AD Donker Publishers, Johannesburg 2007 daraus: Nkulunkulu – Der als Erster kam, ins Deutsche übersetzt von David Fermer/Wem gehört dieses Land (The Purple Man in my Bantustan), übersetzt von Frank Reifenberg und Udo Glinka Stuart Cloete, *Wandernde Wagen* © Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg 1956, daraus: Der große Treck, übersetzt von Margret Bismarck *Mahatma Gandhi, Mein Leben* © Insel Verlag, Leipzig 1930 daraus: Eine Fahrkarte erster Klasse, übersetzt von Hans Reisinger Nadine Gordimer, *Eine Stadt der Toten, eine Stadt der Lebenden*, © S. Fischer Verlag, Frankfurt 1985, daraus: Überzeugungstäter, übersetzt von Inken Bohn Bessie Head/S. M. Tumed, *Die Farbe der Macht*, © Orlanda Frauenverlag, Berlin 1987, daraus: Mutter (aus dem Nachwort), übersetzt von Marianne Schwarz Alex La Guma, *Die Zeit des Würgers*, © Verlag Volk und Welt, Berlin 1982, daraus: Die Zeit des Würgers S. 98–109, übersetzt von Detlev Theodor Reichel *Dinah Lefakane, Frauen in Südafrika*, © dtv, München 1991 daraus: Old Man River *Kagiso Lesego Molohe, Im Schatten des Zitronenbaums*, © NordSüd Verlag, Zürich 2009, daraus: Im Schatten des Zitronenbaums S.15/16, übersetzt von Salah Naoura *Nelson Mandela, Meine afrikanischen Lieblingsmärchen*, © Verlag C.H.Beck, München 2004, daraus: Der große Durst/Worte so süß wie Honig, übersetzt von Matthias Wolf *Nelson Mandela, Der lange Weg zur Freiheit*, © S. Fischer Verlag, Frankfurt 1994, daraus: Minuten wie Jahre ... S. 197–202, übersetzt von Günter Panske Carl Mauch, *Zu den Ruinen von Simbabwe*, © Justus Perthes Verlag, Gotha 2000, daraus: Ankunft im Abenteuerland (S. 46–49) Carl Meinhof (Hrsg.) *Afrikanische Märchen*, © Eugen Diederichs Verlag, München 1991, daraus: Usembeni oder die Werbung des Usikulumi *Gcina Mhlophe, Love Child*, © Peter Hammer Verlag, Wuppertal 1996, daraus: Eine Stimme für die Einheit, übersetzt von Susanne Koehler und Uta Goridis *Thomas Mofolo, Chaka der Zulu*, © Manesse Verlag, Zürich 1953, daraus: Der Tod von Chaka S. 202–213, übersetzt von Peter Sulzer *Stephanie Nolen, 28 Stories of Aids in Africa*, © Piper Verlag, München 2007, daraus: Der Geist von Mpho Segomela S.307–309, übersetzt von Karlheinz Dürr, Ursula Pesch, Wolfram Ströle *Jan J. van der Post: Tscha-Tscha, der erste Mensch*, © Thienemann Verlag, Stuttgart 1973 daraus: Tscha-Tscha, der erste Mensch S. 14–19 *Olive Schreiner, Geschichte einer afrikanischen Farm* © Diogenes Verlag, Zürich 1964, daraus: Schatten aus der Kindheit, übersetzt von Elisabeth Schnack *Almut Seiler-Dietrich (Hrsg. und Übersetzung), Märchen der Bantu*, © Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf/Köln 1980 daraus: Wie die Erde besiedelt wurde *Christa Serausky (Hrsg.) Der Streit mit Kalunga: Märchen aus Angola* © Kiepenheuer Verlag, Leipzig 1988 daraus: Warum es Schwarze und Weiße gibt, übersetzt von Christa Serausky und Gotthard Schön *Can Themba, Das grüne Gnu*, © Diogenes Verlag, Zürich 1980, daraus: Requiem für Sophiatown *E. W. Thomas, Das grüne Gnu*, © Diogenes Verlag, Zürich 1980 daraus: Heiseb und das heilige Wasser S. 46–49, übersetzt von Elisabeth Schnack *Desmond Tutu, Keine Zukunft ohne Versöhnung*, © Patmos Verlag, Düsseldorf 2001, daraus: Allein Gottes Gnade, übersetzt von Axel Monte und Thorsten Nesch *Konstanze Wendt-Riedel (Hrsg.) Die Geburt der Schlange* © Gustav Kiepenheuer Verlag, Leipzig 1989, daraus: Der Schakal und der Leopard/Die Geschichte vom Fünfkopf/Die Strafe/Die List des Pavians, übersetzt von Gunter Riedel *Donald Woods, Schrei nach Freiheit*, © Wilhelm Goldmann Verlag, München 1978, daraus: Biko, übersetzt von Hans Jürgen Baron von Koskull und Oliver Stephan *Ivan Vladislavić, Johannesburg: Insel aus Zufall* © A1 Verlag, München 2008, daraus: Eine Stadt im Umbruch S. 18/19 und 21–24, übersetzt von Thomas Brückner

Alle Rechte vorbehalten  
© 2013 Grubbe Media GmbH, München  
[www.grubbemedia.de](http://www.grubbemedia.de)

In Kooperation mit:  
SOS-Kinderdörfer weltweit  
Hermann-Gmeiner-Fonds Deutschland e.V.  
[www.sos-kinderdoerfer.de](http://www.sos-kinderdoerfer.de)

Herausgeber: David Fermer  
Einbandgestaltung, Satz und Layout: [agenten.und.freunde](http://agenten.und.freunde.de), München, [a-u-f.de](http://a-u-f.de)  
Lektorat: Stefan Wendel  
Illustrationen: Saskia Hölle, Sophie Hölle  
Druck: Druk-Intro S.A., Polen

ISBN: 978-3-942194-04-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet unter [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.